



# Ein Leben für die Partei

Zum 100. Geburtstag des KPÖ-Vorsitzenden Franz Muhri

MICHAEL GRABER

Am 19. Parteitag der KPÖ, der im Mai 1965 im Kongresshaus der Eisenbahngewerkschaft am Margaretengürtel in Wien stattfand, löste Franz Muhri Johann Koplenig als Vorsitzenden der KPÖ ab. Koplenig hatte über vierzig Jahre an der Spitze der Partei gestanden und blieb bis zu seinem Tod im Jahr 1968 Ehrenvorsitzender der KPÖ. Muhri übte die Funktion des Parteivorsitzenden 25 Jahre lang bis zum 27. Parteitag im Jänner 1990 aus. Muhris Zeit als Parteivorsitzender umfasst damit zwei existenzielle Krisen in der Geschichte der KPÖ: die eine 1968, also in der ersten Phase seines Vorsitzes, die andere 1990 am Ende seiner Funktionsperiode.

Mit dem 19. Parteitag der KPÖ war sowohl eine personelle als auch eine programmatische Erneuerung der Partei verbunden, die in der Öffentlichkeit bestimmte Erwartungen weckte. Es begann jene kurze Periode, die aus heutiger Sicht als „präeurokommunistisch“ charakterisiert werden kann. Das vom 19. Parteitag beschlossene programmatische Dokument mit dem Titel „Thesen über Perspektiven“ unterschied sich in wesentlichen Punkten von früheren Programmen. Zwar hatte sich die KPÖ schon zuvor von der „Diktatur des Proletariats“ verabschiedet, der 19. Parteitag definierte nun aber die kommunistische Vorstellung von Demokratie derart, dass diese nicht mehr generell gegen die bürgerliche Demokratie gerichtet war, sondern Demokratie auf alle Bereiche der Gesellschaft, insbesondere auf die Wirtschaft, ausgedehnt werden sollte.

Zentrale Bedeutung erhielt der Kampf um Mitbestimmung. Ein Kernsatz der Thesen des Parteitags lautete: „Die Bereitschaft der arbeitenden Menschen, die Orientierung auf den friedlichen Weg zum Sozialismus zu akzeptieren, hängt weitgehend von der Überzeugung ab, dass die sozialistische Revolution zu den bestehenden demokratischen Freiheiten und Errungenschaften neue für sie hinzu-

fügt, ohne die bestehenden persönlichen Freizügigkeiten aufzuheben. [...] Die Verletzung der sozialistischen Demokratie in den sozialistischen Ländern hatte dazu beigetragen, unrichtige Vorstellungen vom Verhältnis der Demokratie zum Sozialismus zu verbreiten.“

Dieses Programm, dessen Hauptverfasser das Mitglied der KPÖ-Führung Franz Marek war, setzte sich damit implizit von der Moskauer Orthodoxie ab. Dass die Richtung des 19. Parteitags in der KPÖ nicht unumstritten war und blieb, zeigte sich bald, als führende Köpfe der Partei einerseits Kontakt zu DissidentInnen in den osteuropäischen sozialistischen Ländern aufnahmen und andererseits Erwin Scharf, damals Sekretär des Zentralkomitees, seine auf ideologische Fragen abzielende Polemik gegen Ernst Fischer in einem DDR-Verlag drucken ließ.<sup>1</sup>

## Kompromisskandidat

In dieser Atmosphäre schwelender Differenzen nahm Franz Muhri seine Tätigkeit als KPÖ-Vorsitzender auf. Bereits in seinem Schlusswort am 19. Parteitag, nach seiner Wahl zum Parteivorsitzenden, appellierte er: „Wir dürfen keine Jagd machen auf Sektierer, keine Jagd auf Revisionisten, kein sofortiges Abstempeln betreiben wegen einer anderen Meinung.“ Über Diskussionen und Auseinandersetzungen über die Nachfolge von Johann Koplenig innerhalb der engeren Parteiführung sind keine Quellen vorhanden. In seinem autobiographischen Buch „Kein Ende der Geschichte“, das er 1995 veröffentlichte, schrieb Muhri, dass er schon vor seiner Wahl zum Vorsitzenden in der Partei als „Versöhnler“ galt, und angesichts der schon vor dem Parteitag „spürbaren Meinungsverschiedenheiten“ in der Parteiführung<sup>2</sup> ist die Annahme nicht unbegründet, dass Muhri vom Politischen Büro, also dem engeren Führungskreis, als Kompromisskandidat vorgeschlagen wurde.

Meine erste Begegnung mit Muhri fand bei einer Wahlveranstaltung im Jahr 1966 statt.<sup>3</sup> Es stand die Nationalratswahl bevor, anlässlich derer die KPÖ aufgerufen hatte, die SPÖ zu unterstützen, was sich als schwerer Fehler erwies. Die KPÖ kandidierte nur im damaligen Wahlkreis 4 (die Wiener Bezirke 2, 20, 21 und 22) – in der (letztlich illusionären) Hoffnung, dort ein Grundmandat zu erreichen. Als Wahlveranstaltung angekündigt, lud die Partei in den Arbeiterklub des Globus-Hauses am Höchstädtplatz jugendliche KommunistInnen und auch NichtkommunistInnen ein. Neben dem damals 42 Jahre jungen Muhri – er war damit der jüngste Parteivorsitzende in Österreich und nebenbei auch der jüngste einer kommunistischen Partei – stellten sich auch andere führende Funktionäre der Diskussion.

Ich nahm an dieser Veranstaltung für das *Forum der Mittelschüler* teil. Die *Volksstimme*, damals Zentralorgan der KPÖ, berichtete auf einer ganzen Seite mit einer Auswahl der Fragen und Antworten. Neben anderen Themen spielte das damals in der Sowjetunion gefällte harte und ungerechte Urteil gegen zwei dissidente Schriftsteller – Andrej Sinjawski und Juli Daniel – eine Rolle, was Muhri zu einer prinzipiellen Stellungnahme veranlasste. Laut Bericht in der *Volksstimme* sagte er: „Wir sind nicht nur gegen den Prozess und das Urteil, weil es dem Ansehen der Sowjetunion im Ausland schadet. Wir sind auch aus grundsätzlichen Erwägungen dagegen. Wir haben in unseren Thesen zum 19. Parteitag erklärt, dass wir ein Leben im Sozialismus erstreben, das den österreichischen Bedingungen entspricht, in dem volle Freiheit, auch des künstlerischen Schaffens, gewährleistet sein muss. Wir streben einen Weg an, auf der Grundlage eines echten Mehrparteiensystems, wir sind der Meinung, dass in diesem Rahmen auch beim Aufbau des Sozialismus Raum und Platz sein muss



**Franz Muhri (1924–2001) in den 1960er Jahren**

für eine Opposition, die Vorbehalte zum sozialistischen System selbst hat.“ Damit lehnte sich Muhri für damalige KPÖ-Verhältnisse weit aus dem Fenster.

### Antifaschistischer Widerstand

Franz Muhri kam am 12. Oktober 1924 in Steyeregg (damals Gemeinde Limberg bei Wies in der Steiermark) als uneheliches Kind zur Welt. Die Mutter arbeitete als Dienstmädchen, der früh verstorbene Vater als Bergarbeiter. Muhri wuchs in der neuen Ehe der Mutter mit einem Ziehvater auf, der u.a. als Rossknecht und Fuhrmann arbeitete. Muhri musste mehrfach die Grundschule wechseln und kam mit 15 Jahren über Vermittlung des Ziehvaters zu seiner ersten Stellung in einen Bautrupp. Nach dem Besuch eines kaufmännischen Abendkurses wurde er Lohnverrechner bei einer Firma in Graz. Erste kommunistische Einflüsse erhielt er von seinem Ziehvater, einem konsequenten Antifaschisten, der sich auch am Widerstand beteiligte und in Haft kam.

In der NS-Zeit kam Muhri mit der antifaschistischen Widerstandsgruppe um Richard Zach in Kontakt und wurde deren Aktivist. Über Richard Zach, nur wenig älter als Muhri, sprach er mit größter Hochachtung und bezeichnete ihn stets als sein politisches Vorbild, als ersten politischen Lehrer, der entscheidend dazu beitrug, dass er „aus dem ursprünglich gefühlsmäßigen zu einem bewußten Jungkommunisten wurde“.<sup>4</sup> Richard

Zach arbeitete als Lehrer, organisierte marxistische Schulungen, war Organisator und politischer Leiter der Widerstandsgruppe, die seit der Zeit des Austrofaschismus und dann auch in der NS-Zeit junge Leute in antifaschistischen Gruppen sammelte, Schmieraktionen durchführte sowie Flugblätter herstellte und verteilte. Zach wurde 1941 verhaftet und 1943 im Alter von 23 Jahren in Berlin hingerichtet. Er hinterließ ein umfangreiches politisch-lyrisches Werk, das aus dem Gefängnis geschmuggelt werden konnte. Die KPÖ würdigte Richard Zach mit der von Christian Hawle verfassten Biographie „Gelebt habe ich doch“, die 1989 in der Reihe „Biographische Texte zur Geschichte der Arbeiterbewegung“

im Globus-Verlag erschien. Nach Zachs Verhaftung verlief sich die Gruppe, aber Muhri produzierte weiter Streuzettel bis er Ende 1942 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Er desertierte im Sommer 1943, stieß zur Widerstandsgruppe auf der Koralpe und überlebte bis zum Ende des Krieges im Untergrund.

### Parteifunktionär der KPÖ

Nach der Befreiung Österreichs wurde Muhri Bezirkssekretär der KPÖ in Deutschlandsberg. 1946 wurde er zum Seminarleiter der Parteischnule in der Hinterbrühl (Bezirk Mödling) berufen. Die nächste Station war die Übernahme der Leitung der niederösterreichischen Parteischnule, die in Mödling angesiedelt wurde. Dort wurde Muhri auch zum Bezirksobmann und Bezirkssekretär gewählt und 1951 weiter ins Erdölgebiet als Bezirkssekretär nach Gänserndorf geschickt. So lernte Muhri die Partei von unten kennen.

Am 16. Parteitag im Mai 1954 wurde Muhri als Kandidat des Zentralkomitees gewählt und 1957 als solcher bestätigt. 1954 delegierte ihn die KPÖ zu einem dreijährigen Studium an die Parteihochschule nach Moskau. Dort erlebte er die Diskussionen über den 20. Parteitag der KPdSU im Jahr 1956, auf dem Nikita Chruschtschows mit dem „Stalinkult“ abrechnete. Von 1957 bis 1961 war Muhri Landessekretär der KPÖ in der Steiermark. Mit dem 18. Parteitag im

Jahr 1961 wurde er als Mitglied des Zentralkomitees und auch des Politischen Büros der KPÖ nach Wien berufen, wo er für die Schulungsarbeit des Zentralkomitees zuständig war.

In der engeren Parteiführung war Muhri mit den schon bestehenden Differenzen konfrontiert, und er fügte sich der Disziplin des „demokratischen Zentralismus“, wie er in der KPÖ gehandhabt wurde. Ein Element des „demokratischen Zentralismus“ bestand darin, dass die engere Parteiführung ihre im Polbüro auftauchenden Differenzen nicht vor dem Zentralkomitee darlegte und diese deshalb auch nicht parteiöffentlich ausdiskutiert werden konnten. Für viele Mitglieder in den Grundorganisationen kamen daher die scharfen Gegensätze des Jahres 1968 überraschend und es wurde gefragt: „Warum habt ihr uns darüber nichts gesagt?“ Der Vertrauensverlust war enorm und wiederholte sich 1990 nach dem Verschwinden des realen Sozialismus in Osteuropa, als erneut die Frage gestellt wurde: „Habt ihr denn nichts gesehen und gewusst?“

### Parteikrise 1968/69

Franz Muhri betont in seinen Erinnerungen, dass er nie eine Funktion in der Partei angestrebt habe. „Immer“, so Muhri, „war es so, dass man mich vorgeschlagen und gewählt hat, und ich war der Meinung, was die Partei beschließt, muss man tun.“ In Auseinandersetzung mit dem Vorwurf des „Versöhnlerturns“ schrieb er: „Als Parteivorsitzender sah ich erst recht als meine Aufgabe, einigend und ausgleichend zu wirken. soweit das möglich war. Auch heute noch bin ich der Meinung, es ist besser, negative Seiten einer Genossin oder eines Genossen etwas spät zu erkennen, als ihm Unrecht zu tun.“

In dieser Rolle sah sich Muhri auch in den Jahren der „Parteikrise“ 1968 bis 1970. Es gehörte zu seinem Grundverständnis, die Partei zusammenzuhalten und zwischen den auseinanderlaufenden Strömungen und schließlich konfrontativen Fraktionen ausgleichend zu wirken. Nach dem Einmarsch von fünf Warschauer-Vertrags-Staaten am 21. August 1968 in die Tschechoslowakei, den die KPÖ-Führung verurteilte, meinte Muhri im Zentralkomitee, dass diese zwar in bester Absicht – den Sozialismus zu sichern –, aber aufgrund einer Fehleinschätzung gehandelt hätten. Der Höhepunkt dieses Engagements und Versuches Muhris, die Partei zusammenzuhalten, war der 20. Parteitag im Jänner 1969

in der Wiener Stadthalle. Dort prallten die Gegensätze offen aufeinander. In einer geheimen, aber fraktionell vorbereiteten Abstimmung wurden vier Exponenten des präeurokommunistischen Kurses nicht mehr in das Zentralkomitee gewählt, d.h. sie wurden vom Wahlvorschlag gestrichen, darunter auch Franz Marek, der diesen Vorgang mit den Worten kommentierte, dass die andere Seite „zu gut gewonnen“ und „zu gut organisiert“ habe. Tatsächlich stand die Partei damit unmittelbar vor einer Spaltung.

In dieser Situation machte Muhri in seinem eigenem Namen und unter Androhung seines Rücktritts, falls das Wahlergebnis nicht korrigiert werden würde, den Vorschlag, die ursprüngliche Liste für das ZK in einer neuerlichen, nunmehr offenen Abstimmung en bloc zu bestätigen. Dies wurde schließlich mit einer Zweidrittelmehrheit angenommen, was die vier Abgewählten wieder ins ZK brachte. Die tatsächliche und formelle Spaltung nach dem Auszug von einem Drittel der Mitglieder des Zentralkomitees konnte Muhri zehn Monate später aber nicht mehr verhindern. Im März 1971 beugte sich Muhri der Parteimehrheit, als vom ZK beschlossen wurde, die zunächst vertretene Kritik am Einmarsch in die Tschechoslowakei zurückzunehmen. Allerdings setzte Muhri im entsprechenden Beschluss durch, dass Mitglieder der KPÖ, die weiter bei ihrer kritischen Haltung blieben, nicht diskriminiert werden dürften. In der Praxis war dies aber nicht immer der Fall.

Bei den Nationalratswahlen 1970 zeigten sich die Folgen der Krise und der Spaltung mit dem Einbruch der Wählerstimmen auf 44.750 (ein Prozent der Stimmen). 1962 waren es noch 135.500 Stimmen (drei Prozent) gewesen. Muhri orientierte auf eine Konzentration der KPÖ auf innenpolitische Aufgaben, was zunächst auch gelang. In den Jahren nach 1971 erreichten die mit der KPÖ verbundene *Gewerkschaftliche Einheit* bzw. der *Gewerkschaftliche Linksblock* beträchtliche Stimmengewinne in den Großbetrieben der Verstaatlichten Industrie. 1972 überreichte die KPÖ der Regierung 84.000 Unterschriften für eine Lohnsteuerreform. Bei der Nationalratswahl 1971, bei der die SPÖ erstmals eine absolute Mehrheit erhielt, gewann auch die KPÖ 17.000 Stimmen dazu und erreichte mit 61.267 Stimmen das bis zur Wahl am 29. September 2024 beste Ergebnis seit 1962. Bis 1974 konnte die Partei 2.000 neue, darunter viele junge Mitglieder, gewinnen. 1970 bzw. 1972 wurden die

Kommunistische Jugend (KJÖ) bzw. der Kommunistische Studentenverband (KSV) gegründet. Diese positive Entwicklung brach mit der Wirtschaftskrise von 1974/75 ab.

Trotz der marginalen Rolle der KPÖ in der Innenpolitik fanden führende österreichische Wirtschaftsleute nicht selten den Weg zu Muhri, um für die Unterstützung ihrer Projekte bzw. um Aufträge aus sozialistischen Ländern vor allem – aber nicht nur – für die Verstaatlichte Industrie zu werben.

### Stagnation und Rückzug

In all den Jahren meiner Mitarbeit im Zentralkomitee der KPÖ seit 1973 bzw. in der Redaktion der *Volksstimme* seit 1982 sowie als Finanzreferent der Partei seit 1991 habe ich Franz Muhri als einen seinen MitarbeiterInnen gegenüber äußerst loyalen Parteivorsitzenden erlebt. Er war fleißig und schrieb alle seine Reden und Artikel selbst. Ich habe in all den Jahren kein einziges abwertendes oder böses Wort gegen irgendeinen Mitstreiter oder eine Mitstreiterin gehört. Muhris häufige Zusammenfassung von Diskussionen im Politischen Büro wurde zum geflügelten Wort: „Genossen, in den Grundfragen sind wir uns ja einig.“ Seine Menschlichkeit und seine persönliche Integrität wurden auch über die Reihen der Partei hinaus wahrgenommen und anerkannt.

Bis zu deren Ende im Jahr 1991 hielt Muhri fast durchgängig an der unkritischen Haltung der Partei zur Sowjetunion fest. So meinte er etwa am Parteitag 1971, dass „die Errungenschaften und die welthistorische Bedeutung der Sowjetunion und der anderen sozialistischen Staaten hundert Mal schwerer wiegen als die Probleme, Fehler und Schwierigkeiten, die wir weder leugnen noch unterschätzen wollen“. Es waren aber eben diese Probleme, Fehler und Schwierigkeiten, die schließlich zum Zusammenbruch führten, wie Muhri 1995 selbst in seinem Buch „Kein Ende der Geschichte“ festhielt. Ein Großteil dieses Buches ist der selbstkritischen Aufarbeitung gewidmet.

Das Parteiprogramm „Sozialismus in Österreichs Farben“ aus dem Jahr 1982, das unter der Federführung von Ernst Wimmer und nach einer Reihe theoretischer Konferenzen entstand, würdigte Muhri als großen Schritt vorwärts. Es enthielt zwar die kritische Passage, dass auch die Entwicklung des Sozialismus nur auf der Grundlage der Entstehung und Lösung von Widersprüchen vor sich

gehe, es enthielt aber die angesichts des Kriegsrechts in Polen und der Stagnation in der Sowjetunion die groteske Feststellung, dass in der Grundtendenz „die immer aktivere, sachkundigere und bewusstere Teilnahme einer immer größeren Zahl von Menschen an Entscheidungen ihrer Lebensfragen“ in den sozialistischen Ländern vorhanden sei. Es muss aber auch festgestellt werden, dass viele, die nach 1989/90 Franz Muhri und der damaligen Parteiführung Blindheit gegenüber negativen Entwicklungen in Osteuropa vorwarfen, zuvor selbst nichts sehen wollten und gegen jede öffentliche Kritik auftraten.

Ich weiß nicht, ab wann Franz Muhri genau dazu entschlossen war, seine Ablöse vorzubereiten, die er schließlich mit dem 27. Parteitag im Jänner 1990 vollzog. Diese fiel mit der neuerlichen schweren Krise der Partei in den Jahren 1990/91 zusammen. Nach dem Zwischenspiel des neuen Führungsduos Walter Silbermayr und Susanne Sohn von Jänner 1990 bis März 1991 unterstützte er die am Grazer Parteitag 1991 neu gewählte junge Parteiführung voll und ganz und verteidigte diese auch gegen Anfeindungen innerhalb der Partei. Muhri kümmerte sich in den 1990er Jahren um die internationalen Beziehungen der KPÖ, vor allem in Osteuropa, und widmete sich der Rehabilitierung der österreichischen Opfer des Stalin-Terrors, die in das gemeinsam mit Walter Baier herausgegebene Buch „Stalin und wir“ mündete.<sup>5</sup>

In der zweiten Hälfte der 1990er Jahre kündigte sich Muhris schwere Krebserkrankung an. Zu den berührendsten Erinnerungen an ihn gehört der Besuch von Walter Baier und mir wenige Tage vor seinem Tod in seiner Wohnung in Floridsdorf, wo er nochmals sein Vertrauen in die Entwicklung und Erneuerung der Partei bekräftigte. Franz Muhri starb am 7. September 2001 in Wien.

#### Anmerkungen:

1/ Erwin Scharf: Lob der Ideologie. Den Marxismus nicht anpassen sondern weiterentwickeln! Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften 1968.

2/ Franz Muhri: Kein Ende der Geschichte. Wien: Globus-Verlag 1995, S. 29f.

3/ Michael Graber: Erste Begegnung mit Franz Muhri, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 28. Jg. (2021), Nr. 3, S. 16.

4/ Muhri: Kein Ende, S. 10-32, hier S. 15.

5/ Walter Baier/Franz Muhri: Stalin und wir. Stalinismus und die Rehabilitierung österreichischer Opfer, hg. vom Bundesvorstand der KPÖ. Wien: Globus Verlag 2001.

# Leopold Kulcsar – ein Leben im Widerspruch

## Teil 2: Im Exil

GEORG PICHLER

Bereits vor ihrem Gang ins Exil in die Tschechoslowakei hatten Ilse und Leopold Kulcsar Kontakte zum *Auslandsbüro der österreichischen Sozialdemokraten* (ALÖS) in Brünn gehabt, vor allem zu Otto Bauer, und waren mehrmals in die mährische Stadt gereist. Das ALÖS war unmittelbar nach den Februarkämpfen gegründet worden, um von dort aus den Widerstand gegen den Austrofaschismus zu organisieren, ohne dabei jedoch eine führende Rolle zu beanspruchen, die den in Österreich im Untergrund agierenden *Revolutionären Sozialisten* (RS) zukam. Seine zentralen Figuren waren Otto Bauer und Julius Deutsch. Bald nach ihrer Ankunft richteten sich die Kulcsars im Umfeld des ALÖS ein. Auch wenn sie nicht „zum offiziellen Stab der österreichischen Sozialdemokratie in der Emigration gehörten“,<sup>1</sup> hatten sie bald wieder einen Kreis um sich geschaffen, der sich „mit langwierigen theoretischen politischen Diskussionen beschäftigte“<sup>2</sup> und zu dem unter anderem der ehemalige SPD-Abgeordnete Karl Böckl und der spätere deutsche Bundestagsabgeordnete Herbert Kriedmann gehörten. Sie hatten weiterhin Kontakt zu Otto Bauer und dessen Frau Helene, deren Diskussionsklub sie besuchten.<sup>3</sup>

Bis September 1936 existieren nur wenige Dokumente über ihren Aufenthalt in der Tschechoslowakei, wie denn überhaupt das österreichische Exil in diesem Land wenig erforscht ist.<sup>4</sup> Dass es keine sehr angenehme Zeit für das Ehepaar war, hielt Ilses Vater Valentin Pollak fest: „Sie haben den Jammer des Emigrantendaseins zu kosten bekommen, nicht nur den wirtschaftlichen, sondern auch den moralischen, die hässlichen Intrigen und die Klatschereien in dem engen Kreis dieser Menschen, die doch alle entwurzelt waren.“<sup>5</sup> Es gab Spannungen sowohl mit den *Revolutionären Sozialisten* als auch mit dem ALÖS, eine Folge der früheren Auseinandersetzungen in Wien. Erst im Oktober 1936 schienen sich die Wogen etwas zu glätten, denn Otto Bauer erklärte, die Beziehungen zu den Kulcsars „auf Grund ihrer anregenden Leistungen des letzten Jahres geändert zu haben“, und trat „für ihre Wieder-

verwendung“<sup>6</sup> in der österreichischen Bewegung ein. Nach ihrer Flucht aus Österreich waren auch die Kontakte zur Gruppe *Neu Beginnen* nicht die besten, deren Leitung sprach sogar von einem Boykott der „Mareschleute“,<sup>7</sup> der erst nach einer Unterredung mit Otto Bauer aufgehoben wurde.<sup>8</sup> Zwar nicht mit offizieller Genehmigung des ALÖS, wohl aber unter der Patronanz von Otto Bauer,<sup>9</sup> gab das Paar gemeinsam mit dem deutschen Sozialdemokraten Rolf Reventlow die theoretische Zeitschrift *Sozialistische Revue* heraus. Reventlow, 1897 in München geboren, arbeitete eng mit den Kulcsars zusammen. Im Spanischen Bürgerkrieg, in dem er Adjutant von Julius Deutsch war, sollte er Ilse wiedersehen und mit ihr auch nach 1945 in freundschaftlichem Kontakt bleiben.

Von der *Sozialistischen Revue* erschienen drei Ausgaben: im Dezember 1935 sowie im April und August 1936. In der ersten Nummer wurde das Programm der Zeitschrift vorgelegt, das den Theoremen von *Neu Beginnen* eng verwandt war. Es ging der Zeitschrift darum, die Isolation der nationalen sozialistischen Parteien zu durchbrechen und „eine *Clearingstelle der sozialistischen Neukonzeption* zu schaffen“.<sup>10</sup> Dementsprechend international waren auch die Artikel. Es gab mehrere Texte zur Labour-Party, andere zu Aspekten des deutschen Faschismus und der deutschen Arbeiterklasse, zum VII. Weltkongress der Kommunistischen Internationale 1935 ebenso wie zur Weltlage des Sozialismus, zur Volksfront, zur Friedens- und Agrarpolitik und natürlich zu Spanien, wo im Juli 1936 der Bürgerkrieg losbrach. In jeder Ausgabe erschienen Länderberichte sowie Rezensionen über politische Literatur. Die Zeitschrift deckte ein recht breites Spektrum ab, brachte Artikel von Politikern aus anderen Ländern, war erstaunlich aktuell und hatte ein sehr hohes theoretisches Niveau. Die Namen Kulcsar und Reventlow tauchten nirgendwo auf, Leopold schrieb unter dem Decknamen Franz Forster, Paul Maresch und p.m., Ilse firmierte als M.M., Reventlow als Robert Werner oder r.w.

In einem traditionsreichen theoretischen Organ der österreichischen Sozial-

demokratie, das ab Mai 1934 im tschechischen Exil herausgegeben wurde, nämlich in der Zeitschrift *Der Kampf*, legte Kulcsar, wieder als Paul Maresch, seine Theorie des illegalen Widerstands gegen den Austrofaschismus ebenso dar wie seine Sicht auf die Ereignisse in Spanien. 1935 schrieb er über „Illegale Gewerkschaftsarbeit“ und „Illegale Parteiarbeit“. Beiden Artikeln merkt man Kulcsars Auseinandersetzung mit *Neu Beginnen* und die eigenen Erkenntnisse im Rahmen der *Gruppe Funke* an.<sup>11</sup> Er vertrat ein Konzept, das die Theorien von *Neu Beginnen* auf die im Austrofaschismus tätigen RS zu übertragen suchte. Im immer wieder recht gespannten Verhältnis zwischen ALÖS und RS<sup>12</sup> versuchte Kulcsar so, von außen auf die innerösterreichischen Entwicklungen Einfluss zu nehmen.

In drei Artikeln beleuchtete Kulcsar die Situation Spaniens im Machtspiel der europäischen Blöcke. In „Weltkrieg in Spanien“,<sup>13</sup> erschienen am 18. Oktober 1936 – also noch bevor Kulcsar für die Republik tätig wurde –, analysierte er die Politik der Nichteinmischung aus der Perspektive der sozialdemokratischen Parteien in Großbritannien und Frankreich und nahm eindeutig Partei für die tatkräftige Unterstützung der spanischen Republik gegen ihre faschistischen Feinde.

In dieselbe Kerbe schlug ein Beitrag, „Entscheidung in Spanien“, der fünf Monate später an sehr prominenter Stelle erschien. Er eröffnete nämlich die Märznummer der Zeitschrift, noch vor einem Text von Otto Bauer über die Trotzkiistenprozesse. Der Text trägt das Datum 21. Februar 1937 und wurde somit wenige Wochen nach dem Treffen Leopolds mit Ilse in Paris verfasst, von dem noch die Rede sein wird. Interessant ist, dass Kulcsar hier die Position seiner Frau übernahm und den Zusammenschluss mit der Kommunistischen Partei verteidigte. Der Beitrag zeigt große Sachkenntnis der spanischen Umstände, denn er geht von der internationalen Dimension des Bürgerkriegs aus und stellt fest, dass die Unterstützung der aufständischen Generäle durch Italien und Deutschland ein Zusammenwachsen der sich bis dahin eher feindlich gegenüber-

stehenden Nationalitäten innerhalb Spaniens bewirkt habe. Doch sei aufgrund der historischen Gegebenheiten, anders als in Russland, keine Revolution möglich: „Nicht von der jakobinischen zur proletarischen Revolution, sondern vom proletarischen Aufstand zum jakobinischen Aufstand führt die erste Etappe der spanischen Revolution.“<sup>14</sup> Problematisch wird es, wenn Kulcsar gleich darauf, ganz in der Diktion des Stalinismus, jeden revolutionären Versuch auf Seiten der Republik zurückwies: „Das ist auch der Grund, warum alle, die der jakobinischen Stufe der spanischen Entwicklung ihre besonderen gesellschaftlichen Zielvorstellungen aufzwingen wollen, unvermeidlich als ausführende Kraft ausgeschaltet werden, schlimmer noch in die Rolle von störenden, desorganisierenden, objektiv gegenrevolutionären Faktoren geraten, die überwunden und liquidiert werden müssen, wenn das demokratische Spanien seinen Krieg gewinnen soll. Das gilt ebenso für die doktrinären Anarchisten, die an ihren libertären Gesellschaftszielen als Gegenwartsprogramm festhalten wie für die P.O.U.M., die im Spanien von heute die proletarische Diktatur, schematisch dem russischen Vorbild von 1918 entlehnt, errichten will.“<sup>15</sup> Die Verwendung von Wörtern wie „ausgeschaltet“, „überwunden“ und „liquidiert“ klang zu jener Zeit der „großen Säuberung“ nicht sehr gut und war wohl auch einer der Gründe dafür, dass Kulcsar eine Wendung hin zum Stalinismus nachgesagt wurde. Doch verteidigte er in seinem Text nur das, was im republikanischen Spanien die meisten Parteien, unter ihnen auch die KP, realistischereweise vertraten: eine einheitliche, konventionelle Führung, um den faschistischen Feind zu besiegen und keine „proletarische, sondern eine demokratische Revolution“<sup>16</sup> zu verwirklichen. Im Verein dieser demokratischen Kräfte sprach sich Kulcsar für ein Zusammengehen der immer bedeutender werdenden kommunistischen Partei mit Sozialisten und bürgerlichen Demokraten aus. Denn „die besten Voraussetzungen für die Schaffung einer disziplinierten Führungspartei des Krieges“ würden die Kommunisten und die sozialistischen Gewerkschaften mitbringen, nicht aus ideologischen Gründen, sondern da sie „jetzt die jakobinische Kriegsideologie verbindet“.<sup>17</sup> Also ein Zusammenschluss aus zielgerichteter Zweckmäßigkeit, um erst den Krieg zu gewinnen und danach demokratische Reformen mit dem Endziel Sozialismus durchzuführen. „Eben

weil es sich in Spanien nicht um eine proletarische Revolution bolschewistischen Charakters, sondern um einen jakobinischen Freiheitskampf handelt, den auch der reformistische Sozialismus nach seinen eigenen Prinzipien bejahen müsste“,<sup>18</sup> sei es aus sozialdemokratischer Perspektive angebracht, diesen Zusammenschluss zu unterstützen. Leopold Kulcsar war also keineswegs zu kommunistischen Positionen zurückgekehrt, sondern vertrat eine damals durchaus mehrheitsfähige Position innerhalb der sozialistischen und sozialdemokratischen Parteien.

Dieselbe Linie verfolgte der dritte Artikel zu Spanien mit dem falsch geschriebenen Titel „Ganar la guerra!“ (der Akzent ist überflüssig), in dem Leopold Kulcsar ein Hohelied auf das spanische Volk im Kampf gegen den Faschismus anstimmte, vor allem aber die Politik der Regierungskoalition gegen die sozialrevolutionären Tendenzen der POUM und der Anarchisten verteidigte. Verfasst wurde der Text zum ersten Jahrestag des Bürgerkriegs im Juli 1937, zwei Monate nach den so genannten Maiereignissen von Barcelona, bei denen POUMisten und Anarchisten von der kommunistisch bestimmten Regierung niedergedrückt wurden. Die Folgen dieses Kriegs im Krieg waren nicht nur 400 Tote, er führte auch zahlreiche Repressionsmaßnahmen nach sich, an denen sowjetische Agenten maßgeblich beteiligt waren. Zugleich begründeten diese Auseinandersetzungen den Ruf des Bürgerkriegs als kommunistische Verschwörung, George Orwell sei hier stellvertretend genannt. Kulcsar/Maresch ging in seinem Artikel zwar nicht auf diese Auseinandersetzungen ein, sie standen aber im Hintergrund, wenn er auch hier meinte, dass der Bürgerkrieg zwar ein Volkskrieg wäre, jedoch kein revolutionärer, wie in Russland 1917, da die historischen Voraussetzungen andere seien. Denn in der Regierung befänden sich auch bürgerliche Elemente, wie etwa die mehrheitlich katholischen Basken, die keiner proletarischen Diktatur zustimmen würden. Daher seien die revolutionären Kräfte in der Minderheit, und „die Sozialisten, Kommunisten und freien Gewerkschaften“ hätten „die Notwendigkeit des demokratischen Charakters dieses Bürgerkriegs anerkannt“ und den Beweis erbracht, dass „man auch in einer demokratischen Revolution sozialis-



© Collection Ull Rushby-Smith

Leopold Kulcsar (1900–1938), 1930er Jahre

tische Arbeiterpolitik betreiben könne“.<sup>19</sup> Leopold Kulcsar, der zu jener Zeit bereits an der Gesandtschaft in Prag arbeitete und sicherlich unter deren Einfluss stand, vertrat hier eine Position, die von Kommunisten ebenso wie von Sozialisten und Vertretern anderer Parteien geteilt wurde und sich schlussendlich gegen die revolutionären Tendenzen durchsetzte.

### Die Kulcsars trennen sich

Anders als ihre Zeitgenossen oder einige Historiker meinten, waren es wohl weniger ideologische Differenzen zwischen Leopold und Ilse als vielmehr, wie Valentin Pollak schrieb, ein „Knacks“<sup>20</sup> in ihrer Ehe, der sie entzweite. Denn ab dem Herbst 1936 engagierten sich zwar beide für die Sache der spanischen Republik, aber auf unterschiedliche Weise. Ilse wollte in Spanien als Journalistin tätig werden. Sie nutzte den Kontakt zu Luis Araquistáin, dem Botschafter der spanischen Republik in Paris, den sie dank der Zeitschrift hergestellt hatte, und erhielt von ihm eine Einladung, das Land zu bereisen. Ende Oktober fuhr sie über Paris nach Spanien und langte am 2. November nach Zwischenstationen in Valencia und Alicante in Madrid ein. Nach einem kurzen Zwangsaufenthalt in Valencia – gemeinsam mit der republikanischen Regierung musste sie wie die meisten Journalisten aus der bombardierten Hauptstadt an die ruhigere Mittelmeerküste übersiedeln –, kehrte sie nach Madrid zurück. Dort traf sie unmittelbar nach ihrer Ankunft am 16. November



Ilse Pollak (1902–1973), Barcelona 1938

den Leiter der Zensurstelle für die Auslandspresse in der Telefónica, dem wenige Jahre zuvor errichteten Wolkenkratzer und wichtigsten Kommunikationszentrum des Landes, in dem alle Telefon- und Telegrafverbindungen zusammenliefen. Arturo Barea, so hieß er, händigte Ilse einen Presseausweis aus, stellte sie aber dank ihrer Sprachkenntnisse tags darauf in der Zensurstelle ein. Barea sollte ihr zweiter Mann werden – und einer der bedeutendsten spanischen Exilschriftsteller. Nach wenigen Tagen verliebten sich die beiden ineinander und erkannten bald, dass es eine Liebe fürs Leben war. Daher beschloss Ilse im Jänner 1937, Leopold die Scheidung vorzuschlagen, erst in einem Brief, der jedoch nie ankam, dann in einem wegen der Zensurmaßnahmen „in steif korrektem Französisch“ geführten Telefongespräch, nach dem sie kaum ein Wort herausbrachte, da „die Grausamkeit ihrer Mitteilung“<sup>21</sup> sie zutiefst erschüttert hatte. Sie beschloss noch in derselben Nacht, Leopold in Paris zu treffen und mit ihm persönlich über die Scheidung zu sprechen. Den Aufenthalt würde sie nützen, um „Propagandaangelegenheiten“<sup>22</sup> mit der dortigen spanischen Botschaft zu diskutieren und für deutsche Exilorganisationen einen Vortrag über die Lage in Spanien zu halten.

Leopold war am 16. Jänner in offizieller Mission nach Paris gereist. In einem langen Brief, den er am 31. Jänner 1937

aus Paris an Otto Bauer schrieb, berichtete er über sein Zusammentreffen mit Ilse und gab ihre Eindrücke aus Spanien wieder. Sie habe in Madrid eine „wirkliche Schlüsselposition“ erobert, allerdings um den Preis einer „völligen Identifizierung mit dem rein spanischen Gesichtspunkt“.<sup>23</sup> Weiter informierte er, dass die Sozialisten „über die komm. Tendenzen derart alarmiert waren, daß die Dinge am Rande eines offenen Konfliktes standen“. Ilse sei allerdings, im Gegensatz zu ihm, bereit, sich den Kommunisten anzunähern und „fast zu einem Bindeglied zwischen ihnen und den Spaniern geworden“, es sei „mit der Möglichkeit ihres Eintrittes in die K.P. Spaniens zu rechnen“.<sup>24</sup> Ilse vertrat also bei ihrem Treffen eine Position,

der Leopold in diesem Brief noch skeptisch gegenüberstand, die er jedoch wenige Wochen später in seinem Artikel vom März 1937 selbst verteidigen würde. Und die sie selbst bald wieder aufgeben sollte.

Nach Erörterungen zur politischen Lage in Spanien wurde der Brief unvermutet persönlich: „Lieber Genosse Bauer sie werden sofort verstehen, warum ich diesen Brief mit Hemmungen schreibe, der ihn wenig lucid macht. Sie wissen genug von den seelischen Grundlagen unserer Ehe, um angesichts dieser weitgehenden geistigen und seelischen Auseinanderentwicklung zu verstehen, daß wir unsere Ehe aufgelöst haben. Ilse ist Spanierin geworden, ich bin Deutscher und Österreicher geblieben. Sie hat in Madrid einen spanischen Genossen, einen sehr kritischen und entwicklungs-fähigen Kommunisten,<sup>25</sup> ihren Mitchef in der Zensur geheiratet. Sie ist vollkommen glücklich und zufrieden, zweifellos in vieler Hinsicht glücklicher und zufriedener als sie es mit mir war. Sie hat ihre Nation und ihre Eigenpersönlichkeit gefunden, sie stellt sich nicht mehr zurück sondern entwickelt sich zu dem freiesten und bedeutendsten Menschen ihres Lebensraumes. Ich kann Ihnen nur sagen, daß ich jetzt erst völlig weiß, was für ein menschlicher und intellektueller Reichtum in ihr enthalten ist. Wenn auch der Preis, den ich zu zahlen habe, fast untragbar hoch ist, für die Bewegung, frei-

lich ihre Bewegung mag die Befreiung Ilses von alten Bindungen und Hemmungen ein weitaus größerer Gewinn sein. Ich, nun ich fühle mich eben wie nach einer schweren Amputation, aber ich habe genügend Vertrauen zu mir, um zu wissen, daß ich selbst daran nicht scheitern werde. Ich bin sehr stolz, daß ich selbst in dieser Krise halbwegs ordentlich funktioniert habe. Natürlich weiß ich jetzt erst, was alleinsein ist. Aber bitte glauben sie mir, daß zwischen Ilse und mir ein eigenartiges Verhältnis engster Freundschaft weiterbesteht. Wir sind füreinander immer noch existent, aber freilich in verschiedenen Welten. Ich teile Ihnen das lieber selbst mit, als daß es durch Klatsch verzerrt zu ihnen käme.“<sup>26</sup> Leopold Kulcsar stimmte also schweren Herzens in die Scheidung ein und stürzte sich in die Arbeit.

### Für die Spanische Republik

Im Dezember 1936 hatte Kulcsar für die Gesandtschaft der Spanischen Republik in Prag zu arbeiten begonnen. Über seine Tätigkeit wissen wir recht viel, dank der Depeschen und Berichte, die der frisch entsandte Geschäftsträger,<sup>27</sup> Luis Jiménez de Asúa, alle paar Tage an das Außenministerium in Valencia schickte. In beinahe jedem Schreiben erwähnte er Kulcsar, referierte seine Berichte zur politischen Lage im In- und Ausland und lobte seine Arbeit in den höchsten Tönen. Der erste Kontakt kam Anfang November 1936 zustande, kurz nachdem Ilse in Madrid eingetroffen war. Kulcsar hatte vom Leiter des Büros für Ausländische Presse und Propaganda des Außenministeriums, Luis Rubio Hidalgo, „Photographien, Zeitungsausschnitte, Daten etc. etc.“ erhalten, da ihm „die spanische Propaganda in der Tschechoslowakei“ übertragen worden war. Ihm schien absurd, als Einzelperson von Brünn aus diese Aufgabe zu übernehmen, weswegen er das Material der Botschaft für Informationskampagnen zur Verfügung stellen wollte.<sup>28</sup> Am 11. November trafen sich Jiménez de Asúa und Kulcsar in Prag, und da Kulcsar mittellos war, erwog der Diplomat, ihm eine Stelle an der Gesandtschaft anzubieten.<sup>29</sup> Bald darauf wurde Kulcsar Leiter der Presseabteilung. Tatsächlich arbeitete er aber vorrangig am Aufbau zweier für die spanische Republik sehr wichtiger Einrichtungen: eines Informations- und Ermittlungsdienstes in mittel- und osteuropäischen Ländern und einer Transportorganisation, die Freiwillige nach Spanien bringen sollte, um den Kampf

der Republik gegen die Aufständischen zu unterstützen.

Kulcsar war federführend am Aufbau des Geheimdienstes beteiligt, der, wie der damalige Sekretär der Gesandtschaft, Francisco Ayala, in seinen Memoiren schrieb, „wahrhaftig exzellent und zweifellos der beste [war], über den die Republik verfügen konnte“.<sup>30</sup> Die Historikerin Matilde Eiroa hat das von Kulcsar aufgebaute Agentennetz analysiert: Es war in neun Länder tätig und umfasste an die achtzig Personen. In Deutschland waren zwischen 28 und 31 Agenten im Einsatz, in der Tschechoslowakei 31 Agenten und 8 Personen, die zeitweilig mitarbeiteten, in Österreich 5, in Ungarn und Polen je ein Agent, und für Rumänien, Bulgarien, Jugoslawien und Italien war eine einzige Person zuständig. Dazu kamen fünf Agenten der Spionageabwehr.<sup>31</sup> Kulcsar hatte Jiménez de Asúa bei einer der ersten Besprechungen vorgeschlagen, die in Deutschland bestehenden Netzwerke sozialistischer Untergrundorganisationen zu nutzen. *Neu Beginnen*, mit deren Führung Kulcsar nach ihren Auseinandersetzungen wieder Kontakt aufgenommen hatte, kam dabei eine bedeutende Rolle zu, und die Organisation ersuchte ihre Mitglieder, alle wichtigen Informationen dem Auslandsbüro „zuzuleiten“.<sup>32</sup> Die Agenten stammten aus allen Gesellschaftsschichten, waren Arbeiter oder Soldaten der Wehrmacht, die Berichte und Dokumente, die sie aus dem Dritten Reich lieferten – über den Einsatz deutscher Panzer im Bürgerkrieg<sup>33</sup> ebenso wie Listen von nach Spanien entsandten Soldaten und Truppeneinheiten oder von Firmen, die den Einsatz des Dritten Reichs in Spanien unterstützten<sup>34</sup> –, waren meist sehr inhalts- und aufschlussreich. Francisco Ayala erwähnt in seinen Memoiren, warum Kulcsar zufolge der republikanische Geheimdienst in Prag bessere Informationen lieferte als jener der Sowjetunion: Diesem stünden zwar ungleich mehr Geldmittel zur Verfügung, doch würde niemand mit derselben Überzeugung für „die Russen“ arbeiten, da sie sich nicht ebenso „selbstlos und wagemutig“<sup>35</sup> für die illegalen Mitarbeiter einsetzten wie die eigene Organisation. Denn flog ein Agent auf, würden die Russen nichts zu seiner Rettung unternehmen, sondern im Gegenteil versuchen, ihn zu liquidieren. Im März 1937 beschloss Jiménez de Asúa, Kulcsar als „Presseberater für die deutschen und österreichischen Zeitungen“<sup>36</sup> anzustellen, um seine Lage diplomatisch und finanziell abzusichern; in

seinen Schreiben wird er jedoch stets als „Leiter des Informationsbüros“ erwähnt. Das dichte Netzwerk an Agenten belastete das eher karge Budget der Botschaft enorm. Kulcsar erhielt monatlich 2.500 Kronen, nach heutiger Kaufkraft rund 1.100 Euro, sowie stets wechselnde Beiträge für Spesen und unvorhergesehene Ausgaben. Zwischen Juli und Dezember veranschlagte die Gesandtschaft für den Geheimdienst 528.366,50 Kronen, umgerechnet etwas mehr als 235.000 Euro.<sup>37</sup>

Wie weit Kulcsar effektiv am Aufbau der Transportorganisation beteiligt war, geht aus den Unterlagen nicht hervor, da dies Geheimsache war und nur in Andeutungen nach Spanien weitergeleitet wurde; so etwa informierte Kulcsar im Dezember 1936 Jiménez de Asúa, dass in Österreich zwischen 150 und 200 bestens ausgebildete Schutzbündler bereit stünden, nach Spanien zu gehen.<sup>38</sup> Aus der Tschechoslowakei wurden insgesamt 2.236 Personen nach Spanien geschickt, die sich dort meist den Internationalen Brigaden anschlossen. Die Gesandtschaft und die ihr unterstellte Transportorganisation waren für die administrative und finanzielle Abwicklung der Reise zuständig, während die Rekrutierung der Freiwilligen von Organisationen wie der sehr aktiven tschechischen Kommunistischen Partei, der Sozialdemokratischen Partei oder dem Hilfskomitee für das Demokratische Spanien geleistet wurde. Fachleute, Offiziere und Ärzte, die in Spanien bitter nötig waren, wurden hingegen vorrangig über die Botschaft angeworben.<sup>39</sup>

Neben diesen Arbeiten beriet Leopold Kulcsar Jiménez de Asúa auch immer wieder in nationalen und internationalen Belangen, machte ihn mit Otto Bauer bekannt, der ab Jänner 1937 als bezahlter Agent für die Gesandtschaft tätig war,<sup>40</sup> unternahm Gegenspionage,<sup>41</sup> verhörte angebliche Überläufer oder traf sich im Auftrag von Jiménez de Asúa mit Personen wie dem nationalsozialistischen Überläufer Otto Strasser, den er als „trübe“ charakterisierte.<sup>42</sup>

Die Berichte belegen auch fünf Reisen von Kulcsar im Auftrag der Gesandtschaft: drei nach Frankreich, eine nach Genf und eine nach Barcelona. Die erste Reise nach Paris fand Mitte Dezember 1936 statt, als Luis Araquistáin Leopold zu sich nach Paris bestellte. Jiménez de Asúa fürchtete bereits damals, einen Mitarbeiter zu verlieren, „der sehr wertvolle Dienste leistete“, doch kehrte Kulcsar Ende Dezember nach Prag zurück, mit dem Auftrag des spanischen Außenministers

Julio Álvarez del Vayo, über „die innen- und außenpolitische Lage in Deutschland, Österreich, Ungarn und Polen zu informieren“.<sup>43</sup>

Am 16. Jänner reiste Kulcsar erneut nach Paris,<sup>44</sup> offiziell, um in Vertretung der Gesandtschaft Álvarez del Vayo persönlich zu treffen,<sup>45</sup> weniger offiziell aber auch, um mit Ilse über ihre Scheidung zu sprechen. Nach einer „langen Abwesenheit“ war er am 11. Februar zurück in Prag, wo er Jiménez de Asúa ausführlich Bericht erstattete.<sup>46</sup> Dass Kulcsar einigen Eindruck auf Álvarez del Vayo gemacht haben dürfte, geht aus einer Erwähnung in einem Rapport vom 20. Februar hervor, in dem Jiménez de Asúa ironiefrei Kulcsar als „Freund von Ihnen und von mir“ bezeichnete und Ilses Tätigkeit in Spanien erwähnte.<sup>47</sup>

Die dritte Reise führte ihn wiederum nach Paris, diesmal aber auch weiter nach Toulouse. Zweck dieses Aufenthalts war es, eine sechsköpfige tschechische Delegation von linken Politikern und Journalisten, darunter eine Frau, zu begleiten; da „Kulcsar einige der Delegierten kennt, kann er in Paris äußerst nützlich sein“,<sup>48</sup> schrieb Jiménez de Asúa. Noch vor der Delegation flog Kulcsar am 8. März nach Paris, bereitete alle Treffen vor, begleitete die Gruppe bei ihrem Besuch mehrerer spanischer Institutionen und fuhr mit ihr nach Toulouse, wo sie am 15. März ein Flugzeug nach Spanien bestieg. Ob Kulcsar mit der Delegation die Pyrenäen überquerte, geht aus der Korrespondenz nicht hervor; auf alle Fälle war er am 22. März zurück in Prag.<sup>49</sup>

Biografisch bedeutender sind die beiden nächsten Reisen. In der Zeit zwischen dem 10. und 22. September<sup>50</sup> hielt er sich in Genf und in Zürich auf, da es der republikanischen Regierung angemessen schien, „dass Hr. Kulcsar, Leiter unseres Ermittlungsdienstes [...], eine Unterredung in Genf mit Hrn. Ordóñez habe, den das Ministerium für Staatsführung [Innenministerium] mit den besonderen Informationsdiensten der Spionageabwehr beauftragt hat“.<sup>51</sup> Tatsächlich trafen sich Francisco Ordóñez<sup>52</sup> und Kulcsar mehrmals, denn die Regierung wollte eine Agentur für Spionageabwehr ins Leben rufen. Da Kulcsar „Beweise außerordentlichen Scharfsinns“ geliefert habe, beabsichtigte Ordóñez, ihn aus Prag abziehen und in Paris oder Valencia einzusetzen, „mit absoluter Freiheit und ohne dass er von der Vertretung in Prag oder der Vertretung in Paris abhängig wäre“.<sup>53</sup> Jiménez de Asúa hegte

seine Zweifel an der korrekten Funktionsweise einer derartigen Organisation, weshalb er Ordóñez vorschlug, Kulcsar einstweilen in Prag zu belassen, um ihn nicht als Mitarbeiter zu verlieren, und von dort aus am Aufbau des neuen Geheimdienstes mitzuwirken.<sup>54</sup> Zurück in Prag verfasste Kulcsar denn auch gleich ein Memorandum, in dem er seine Vorstellungen von den Grundzügen der Spionageabwehr darlegte.<sup>55</sup> Kulcsar war also vom spanischen, nicht vom sowjetischen Geheimdienst beauftragt worden, und es ist auch unwahrscheinlich, dass er am 23. September 1937, dem Tag, an dem Kurt Landau entführt wurde (dazu später), oder in den darauffolgenden Wochen nach Barcelona gereist wäre; bei der genauen Buchführung von Jiménez de Asúa hätte es wohl die eine oder andere Bemerkung über seine Abwesenheit gegeben. In einem späteren Bericht hielt der Diplomat fest, dass er Kulcsar aufgrund seines schlechten Gesundheitszustandes dazu veranlasst habe, auf der Rückreise nach Prag in Zürich zu bleiben, um sich zu erholen.<sup>56</sup> In anderen Schreiben erwähnte er Kulcsars Anwesenheit um den 31. Oktober und 16. November<sup>57</sup> und leitete in diesen Monaten zahlreiche Länderberichte nach Spanien weiter, die wahrscheinlich von diesem verfasst worden waren.

### Barcelona, Dezember 1937

Die letzte und komplexeste Auslandsreise Kulcsars führte ihn nach Spanien, genauer nach Barcelona – und begründete seinen späteren Ruf als stalinistischer Agent, Folterer und Mörder. „Seit langem schon wollte Hr. Kulcsar, der seit einem Jahr in dieser Gesandtschaft seinen Dienst tut, nach Spanien gehen, um sich mit den Personen, die im Staatsministerium [Außenministerium] mit dem Informationsdienst beauftragt sind, zu besprechen und um einige Probleme unserer Heimat zu verstehen, die nur verständlich werden, wenn man sie sieht“, schrieb etwas umständlich Jiménez de Asúa an das Außenministerium. Ein Satz, den man auch dahingehend interpretieren kann, dass Kulcsar noch nie zuvor in Spanien gewesen war. Ausgestattet mit einem Spezialbudget, einen Bericht der Prager Gesandtschaft im Handgepäck,<sup>58</sup> sollte Kulcsar „die Natur des Dienstes und die Möglichkeiten seiner Ausweitung ein für alle Mal konkretisieren“.<sup>59</sup>

Kulcsar reiste am 27. November 1937 ab und kam am Dienstag, dem 30. November, in Barcelona an, wie Jiménez de

Asúa per Telegramm Ordóñez mitteilte – mit dem Zusatz, man möge „Ilse Kulcsar, Hotel Victoria, Valencia“ auffordern, ihren Mann am Dienstag oder Mittwoch in Barcelona zu treffen.<sup>60</sup> Doch waren Ilse und Arturo Barea nicht in Valencia, sondern in dem kleinen Ort Playa de San Juan in der Nähe von Alicante. In seiner Autobiografie berichtet Barea, dass eines Tages ein Auto und zwei Agenten des republikanischen Geheimdienstes SIM vor der Tür standen, mit dem Befehl, Ilse und ihn unverzüglich nach Barcelona bringen. Widerstand war zwecklos, und so fuhren sie los, nur mit einem kleinen Koffer versehen, während der mehr als 500 Kilometer langen Fahrt stets darauf gefasst, erschossen zu werden.<sup>61</sup> Als sie schließlich doch in Barcelona vor dem Gebäude des SIM eintrafen, erwartete sie dort – Leopold Kulcsar. Er hatte sie suchen und abholen lassen, da die beiden in großer Gefahr waren. Ilse war aus ideologischen Gründen zweimal verhaftet, Arturo und sie waren im Frühling und Sommer 1937 ihrer Ämter enthoben worden und mussten an der Mittelmeerküste mitten im Krieg gegen ihren Willen Urlaub machen. Mehrere deutsche Kommunisten hatten eine Kampagne gegen das Paar gestartet und sie vor spanischen Stellen verleumdet: Sie hätten angeblich ihre Befugnisse bei der Zensur der internationalen Radiostation EAQ überschritten, hätten Geld veruntreut, aber auch trotzkistische und faschistische Elemente ins Radio eingeschleust.<sup>62</sup> Kulcsar zufolge schwebten die beiden, vor allem aber Ilse, in Lebensgefahr, und er legte ihnen nahe, Spanien so bald wie möglich zu verlassen.

Das Zusammentreffen in Barcelona war für Arturo Barea höchst seltsam. Ihm wurde die Vertrautheit bewusst, die zwischen Ilse und Leopold bestand, die legal immer noch verheiratet waren und – nicht nur linguistisch – eine gemeinsame Sprache hatten. An Poldi, wie auch er ihn nannte, faszinierten ihn „seine Kenntnisse und Weitsicht“,<sup>63</sup> wenn er über internationale Belange sprach. Doch gab es auch Streit zwischen Ilse und Leopold, der ihr vorwarf, sich ganz dem Kampf in Spanien verschrieben zu haben, und einmal, als sie über „das Ziel des Sozialismus“ diskutierten und Ilse ihren Glauben an das Individuum als letztes Ziel des Sozialismus proklamierte, ausrief: „Immer schon ist es mir vorgekommen, dass unsere Ansichten aufeinanderprallen. Was du gerade gesagt hast, bedeutet, dass wir geistig geschie-

den sind.“ Denn Poldi wollte sich, wie Barea schrieb, ganz dem Kampf der vereinten revolutionären sozialistischen Organisationen widmen, die für ihn die einzigen Kräfte waren, die „sich dem Faschismus entgegenstellen konnten“.<sup>64</sup>

Barea beschreibt auch eine Szene, die von Ilse in der deutschen Ausgabe seiner Autobiografie gestrichen wurde. Perverserweise lud Kulcsar Ilse und Arturo ein, einem Verhör beizuwohnen, in dessen Verlauf „eine kleine Frau, mit angespannten, verbitterten Zügen und dunklen, weit geöffneten Augen, wie ein verfolgtes Tier“, den Raum betrat und unvermittelt Ilse ansprach: „Du bist Ilse. Erinnerst du dich nicht an mich, vor zwölf Jahren, in Wien?“ Sie gaben sich die Hand und Ilsa erstarrte in ihrem Stuhl.<sup>65</sup> Die Frau war Katja Landau, deren Mann Kurt am 23. September entführt worden und seitdem verschwunden war. Wie ihr Mann war auch Katja Landau als Trotzkistin festgenommen worden. Barea schockierten die Verhörmethoden Kulcsars, die ihn an einen „perfekten Staatsanwalt vor einem revolutionären Gericht“ erinnerten und in denen er eine Folge von dessen eigenem Gefängnisaufenthalt im Jahr 1918 vermutete, die „Verwirklichung eines Traums“,<sup>66</sup> den er damals gehegt haben könnte; eine Deutung, die wohl unter dem Einfluss von Ilse zustande gekommen war. „Spuren von Wahnsinn“<sup>67</sup> nahm Barea bei Kulcsar wahr, die ihn zu heftigen Machtfantasien zu verleiten schienen. Solche Anfälle hatte bereits in Österreich Muriel Gardiner festgestellt,<sup>68</sup> und auch Katja Landau berichtet in der Broschüre „Le stalinisme en Espagne“, die 1938 nach ihrer Rückkehr nach Frankreich erschien, Ähnliches über ihre Begegnung mit Leopold Kulcsar in Barcelona, in der so genannten „Checa“<sup>69</sup> des Paseo de San Juan, wo er „unaufhörlich neue Methoden physischer und moralischer Folter erfand“.<sup>70</sup>

In dieser Broschüre berichtet Landau, dass sie am 8. Dezember zum ersten Mal von Kulcsar verhört wurde, dem sie bereits am 2. Dezember über den Weg gelaufen war.<sup>71</sup> Aufgrund seines österreichischen Akzents erinnerte sie sich daran, dass sie ihn vor zehn oder zwölf Jahren im Gebäude der KPÖ gesehen hatte.<sup>72</sup> Landau zufolge wandte Kulcsar stümperhafte Verhörmethoden an, legte ihr Pläne vor, die angeblich in ihrem Zimmer gefunden worden wären, und erklärte ihr, er sei in einer Spezialmission im Fall Landau nach Barcelona gekommen, nämlich um zu beweisen, dass von



zwanzig Troztkisten achtzehn „Faschisten, Agenten von Hitler und Franco“ wären. An Kurt Landau wolle er „blutige Rache“ nehmen, wenngleich er nie den Grund dafür erwähnte. Katja Landau hatte den Eindruck, es handle sich um einen pathologischen Fall. Einmal soll Kulcsar zu ihr gesagt haben: „Ich bin ein zutiefst religiöser Mensch. Ihr Blut möge über mich kommen. Ich bin überzeugt, dass Sie eine Spionin sind, aber was soll man machen, wenn ich mich täusche. Ich bin dafür verantwortlich.“ Zusammenfassend meinte sie: „Ich hatte immer den Eindruck, dass er nicht zum Apparat gehörte, dass er aber in diesem Fall Verdienste erwerben wollte. Mir schien, dass die GPU ihn bis zu einem gewissen Grad verachtete, ihn aber zuließ, da er von sehr hoch oben kam.“<sup>73</sup> Wenn sie auch in ihrer Zusammenschau stimmen und Kulcsars Tätigkeit in Barcelona treffend beschreiben mögen, so sind Katja Landaus Aussagen in einigen Details zu hinterfragen. Denn sie stellt mehrere falsche Behauptungen über beide Kulcsars auf oder gab Gerüchte wieder, so etwa, dass das Paar 1927 als Polizeispitzel aus der KPÖ ausgeschlossen worden sei, dass Leopold in Prag Militärattaché wäre, dass Ilse eine „absolut skrupellose Karrieristin“ sei und nun, wiederverheiratet mit einem spanischen Stalinisten, in Paris die stalinistische „Familientradition fortsetzen“ würde.<sup>74</sup>

Unverrichteter Dinge kehrte Leopold Kulcsar Ende Dezember nach Prag zurück.<sup>75</sup> Die Scheidung von Ilse war beschlossene Sache, und über Kurt Landaus Aufenthaltsort und sein Geschick konnte er nichts ausfindig machen – wie all die Historikerinnen und Historiker nach ihm, die sich mit diesem Fall beschäftigt und als wahrscheinlichste Hypothese seine Ermordung durch die GPU angenommen haben.

### Der Konflikt mit Neu Beginnen

Auch anderswo tat sich für Kulcsar eine Front auf. Hatte seine Frau Ilse im Exil kaum mehr Kontakte zu *Neu Beginnen*, so arbeitete Leopold ab Ende Oktober 1936 mit der Gruppe recht eng zusammen. Er stützte sich, wie erwähnt, auf ihr klandestines Netzwerk in Deutschland, um Informationen für seinen Geheimdienst zu erhalten, und auch wenn er kein führendes Mitglied der Gruppe war, so nahm er oft an den Sitzungen des Auslandsbüros in Prag teil,<sup>76</sup> denn als Alfons, Maresch oder Lerch findet er in den Protokollen immer wieder Erwähnung. Am 10. September 1937

verfasste er jedoch einen Brief an die Gruppe mit dem Vorschlag, ihn zu beurlauben. Aufgrund seiner „Arbeitsüberlastung“ sehe er sich nicht mehr in der Lage zu einer intensiven Mitarbeit, zudem sei er der Überzeugung, dass der Spanische Bürgerkrieg das „zentrale Problem [sei], dem alle anderen Gesichtspunkte und Interessen sich unterzuordnen haben“.<sup>77</sup> Nach Beendigung des Bürgerkriegs wolle er aber in seine eigene Arbeiterbewegung zurückkehren; deshalb würde er weiterhin die Mitgliedsbeiträge bezahlen und bat darum, über die Aktivitäten der Organisation informiert zu werden. Die Trennung sei also zeitlich begrenzt und trotz der unterschiedlichen Sichtweisen auf den Bürgerkrieg nicht grundsätzlicher Natur. Dieser Unterschied beruhe vor allem darauf, dass Kulcsar sich den Positionen der „seit April gewandelten S[panischen].Diktatur“ angenähert habe, zwar „die soz. Position verteidigen will, sich gegen die komm. Methoden wendet, faktisch aber nicht mehr erkennt, dass er selbst sie bereits verherrlicht“,<sup>78</sup> wie auch in seinen Aufsätzen zu erkennen sei – so die kritische Analyse von *Neu Beginnen*.

Dass dieser Rückzug nicht nur ideologische Ursachen hatte und auch nicht ganz selbstlos war, geht aus einer „Niederschrift“ von E. Härtl, recte Hertel, d.i. Franz Bögner, hervor, der mit Kulcsar am 24. September, also kurz nach dessen Rückkehr aus Genf, eine Unterredung geführt hatte. Dabei hatte ihm Kulcsar berichtet, dass „die Absicht bestanden habe, ihn zum Leiter des gesamten spanischen Nachrichtenwesens zu machen. Da es aber seitens bürgerlicher Kreise in Spanien, wie auch seitens der Kommunisten Widerstand gegen diese Absicht gegeben habe, habe er von sich aus vorgeschlagen ihm den Auslandsdienst zu übertragen. Es sei nun wahrscheinlich, dass er Leiter des Nachrichtendienstes für das Ausland mit dem Sitz in Paris werde.“<sup>79</sup> Die einzige Schwierigkeit dabei sei seine Zugehörigkeit zu *Neu Beginnen*, vor allem wegen des Falls Mark Rein. In diesem Gespräch beging Kulcsar einen schweren Fehler, denn dieser „Fall Mark Rein“ sollte bis nach seinem Ableben auf ihm lasten. Mark Rein, Sohn des mensche-



Arturo Barea (1897–1957), Ende der 1930er Jahre

wistischen russischen Politikers Raphael Abramowitsch, war – ohne Kenntnis von *Neu Beginnen* – als Journalist nach Spanien gegangen, um sich mit Vertretern linker Parteien, darunter auch Kommunisten, zu treffen. Nach etwas mehr als einem Monat verschwand er am 9. April 1937 aus seinem Hotelzimmer, sein Schicksal ist bis heute unbekannt.<sup>80</sup> Kulcsar behauptete nun E. Härtl gegenüber, dass Rein im Auftrag von Karl Frank, der führenden Persönlichkeit von *Neu Beginnen*, nach Spanien gereist wäre, um die marxistischen Kräfte in der POUM, in der katalanischen sozialistischen Partei und unter den Anarchisten zu sammeln und so eine politische Formation zu bilden, die eine derart große Macht bündeln würde, dass *Neu Beginnen* über diese spanische Partei die Führung der II. Internationale übernehmen könne – eine mehr als abstruse Behauptung in Anbetracht der realen politischen Verhältnisse. Deswegen sei Rein erschossen worden, und die Schuld an seinem Tod sei Karl Frank anzulasten, der ihn nicht genügend über die Komplexität dieses angeblichen Auftrags aufgeklärt hätte.

Kulcsars Behauptung hatte schwerwiegende Folgen. Das Auslandsbüro von *Neu Beginnen* verschickte an seine Mitglieder eine empörte „Mitteilung zur Angelegenheit Maresch“ und informierte Alfred Adler über diesen Fall. Kulcsar legte nach Absprache mit Jiménez de Asúa in einem Brief an Otto Bauer seine Version der Dinge dar, woraufhin Karl Frank im Namen des Auslandsbüros Bauer eine Gegendarstellung zukommen

ließ.<sup>81</sup> Kulcsar verstrickte sich in seinem Schreiben in Widersprüche, wohl weil er seine Kenntnis der Umstände des Mordes an Mark Rein nicht offenlegen wollte, vielleicht aber auch, um Ordóñez, andere Personen oder seine Informanten zu schützen, wie Karl Frank vermutete.<sup>82</sup> In seinem Brief an Bauer meinte Frank schlichtweg, Kulcsar sei „übergeschnappt“<sup>83</sup> und rede wirres Zeug.

Ausgeschlossen aus *Neu Beginnen* wurde Kulcsar in einer Sitzung am 12. Oktober<sup>84</sup> und nach zwei Aussprachen am 8. und 17. Oktober,<sup>85</sup> da „seine Tätigkeit in jeder Weise zersetzend und korrumpierend sich in der deutschen Bewegung auswirkte“.<sup>86</sup> Dennoch wurde beschlossen, drei Monate auf Probe mit ihm zusammenzuarbeiten und auch die klandestinen Kontakte in Deutschland weiterhin für ihn arbeiten zu lassen, vielleicht auch, um die finanzielle Unterstützung durch die Prager Gesandtschaft zu gewährleisten.<sup>87</sup> Dem Protokoll zufolge schien es sich weniger um einen Fall Kulcsar als „um einen krassen Sonderfall der zunehmenden Widersprüchlichkeit spezifischer Apparatsinteressen der heutigen S[panischen]. Herrschaft und der fortschrittlichen Teile der int. AB [Arbeiterbewegung]“<sup>88</sup> zu handeln. Nach weiteren Auseinandersetzungen wurden jedoch auf Initiative Kulcsars im November 1937 die Beziehungen zwischen der spanischen Gesandtschaft in Prag und *Neu Beginnen* abgebrochen. Zwei Tage vor seinem Ableben soll Kulcsar telefonisch die Kündigung aller aus dem Umfeld von *Neu Beginnen* stammenden Mitarbeiter des Informationsdienstes verfügt haben.<sup>89</sup> Erst nach seinem Tod kam es im Februar 1938 zu einer erneuten Annäherung.<sup>90</sup>

In einem am 14. Februar 1938 datierten Brief an „Liebe Freunde“, berichtete „Ilse“, d.i. Vera Franke,<sup>91</sup> über ein Treffen mit Katja Landau, das tags zuvor bei Rafael Abramowitsch, wohl in Paris, stattgefunden hatte. In ihm gab sie Landaus Bericht wieder, die, oft wortgleich mit ihrer Broschüre, Kulcsars unsinniges Verhalten während der Verhöre in Barcelona beschrieb, als wäre er ein „an der Grenze des Wahnsinns Stehender“.<sup>82</sup> Kulcsar, der hier unter seinem Decknamen Lerch figuriert, sei der oberste Mann für ihren Fall gewesen, eine Art Untersuchungsrichter, „der allerdings mit dieser Rolle nichts anzufangen wusste“. Ilse zufolge stellte sich nun die Frage, ob Kulcsar direkt im Dienst der GPU stand, und, sollte dies der Fall sein, wie lange schon. Abramowitsch hegte

die Vermutung, dass Kulcsar mit der Ermordung seines Sohnes zu tun hatte, dass er aber auch Karl Frank schaden wollte, mit dem er „eigentlich schlecht“ stand. Schließlich meinte er jedoch, dass Kulcsar sich wohl als Österreicher zur Untersuchung des Falls Landau angeboten hätte, „dass er von span. Regierungsstellen und nicht von der GPU beauftragt wurde, dass die GPU ihm wegen seiner Unfähigkeit auch den Fall L.[andau] nicht ausgeliefert hat“.<sup>93</sup>

Acht Tage später, am 22. Februar, schrieb Karl Frank, wie immer unter seinem Decknamen Willi Müller, einen fünfseitigen Brief an Abramowitsch, in dem er ausführlich die Beziehung von *Neu Beginnen* zu den Kulcsars schilderte. Gleich eingangs stellte er fest, dass er eine Schuld Kulcsars an der Entführung Mark Reins „für fast ausgeschlossen“ hielt. Kulcsar hätte seinem Vorgesetzten Ordóñez zwar das Protokoll zuspielden können, das Frank nach einer Unterredung mit Rein in Valencia im März 1937 für *Neu Beginnen* verfasst hatte, doch habe die Entführung „andere Motive, andere Drahtzieher gehabt“. Ebenso stand für ihn „unzweifelhaft fest, dass er nicht in Diensten der GPU“ war.<sup>94</sup> Frank vermutete, dass Kulcsar nicht wegen der „Angelegenheit Landau“ nach Barcelona gefahren sei, sondern seine Frau wiedergewinnen wollte. Die Trennung von ihr habe Frank zufolge seinen „geistigen Zusammenbruch ausgelöst und alle seine neurotischen Schwierigkeiten in der heftigsten Form aktiviert“. Er wolle ihr beweisen, dass er „in spanischen Diensten Besseres leiste und zu höheren Funktionen und größerer Macht schliesslich aufsteigen würde als der neue Mann“. Daher sei Kulcsar nach Spanien gereist, als er von ihren Schwierigkeiten erfahren hatte, die er auf den Einfluss ihres neuen Mannes zurückführte. Für Frank war Kulcsars pathologischer Ehrgeiz in Sachen Landau dadurch begründet, dass es in einer Art Spiegelhandlung auch hier eine Frau gab, deren Mann des Trotzismus bezichtigt wurde und die er bekehren wollte, ein Schema, das bereits früher bei Kulcsar zu beobachten gewesen sei, als er Frauen verhörte, deren Männer als Trotzisten galten. „Das ganze ist eben sehr viel mehr ein pathologischer Fall als ein politischer zum Schluss gewesen.“<sup>95</sup>

*Der abschließende dritte Teil dieser Biografie zum Thema „Tod und Nachleben“ folgt in der nächsten Ausgabe der „Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft“.*

#### Anmerkungen:

1/ Institut für Zeitgeschichte (München), Archiv Rolf Reventlow, ZS-2130-45, Gespräch mit Herrn Rolf Reventlow/München am 16.12.1969. I.d.F. zitiert als ARR.

2/ Ebd., ZS-2130-46, ZS-2130-47.

3/ Dora Müller: Drehscheibe Brünn: Deutsche und österreichische Emigranten 1933–1939. Brno: Deutscher Kulturverband, Region Brünn 1997, S. 84, zu den Kulcsars siehe S. 94f.

4/ Siehe etwa: Kateřina Čapková/Michal Frankl: Unsichere Zuflucht. Die Tschechoslowakei und ihre Flüchtlinge aus NS-Deutschland und Österreich 1933–1938. Wien u.a.: Böhlau 2012; Bernhard Kusche: Flucht, Exil und Rückkehr österreichischer SozialistInnen. Anhand der Korrespondenzen von Ella und Karl Heinz. Wien: Löcker 2023, S. 29–102.

5/ Collection Uli Rushby-Smith, Valentin Pollak: Ein Leben in Wien. Erinnerungen. Typoskript, 1940, Kapitel 14, S. 6.

6/ Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (Amsterdam), Neu Beginnen Archives, Mappe 53: Varia 1936, AB 26.10.1936. I.d.F. zitiert als NBA.

7/ Ebd.

8/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, Willi Müller an Abramowitsch, 22.2.1938, S. 3f.

9/ ARR, ZS-2130-46.

10/ Weg und Ziel, in: *Sozialistische Tribüne*, 1. Jg. (1935), Nr. 1, S. 1–3, hier S. 2 (kursiv im Original).

11/ Paul Maresch: Illegale Gewerkschaftsarbeit, in: *Der Kampf*, 2. Jg. (1935), Nr. 5, S. 204–210; ders.: Illegale Parteiarbeit, in: *Der Kampf*, 3. Jg. (1936), Nr. 11, S. 421–426.

12/ Siehe Joseph Buttinger: Am Beispiel Österreichs. Ein geschichtlicher Beitrag zur Krise der sozialistischen Bewegung. Köln: Verlag für Politik und Wirtschaft 1953, S. 148–154.

13/ *Der Kampf*, 3. Jg. (1936), Nr. 11, S. 421–426.

14/ *Der Kampf*, 4. Jg. (1937), Nr. 3, S. 81–84, hier S. 82.

15/ Ebd. Die POUM (Arbeiterpartei der Marxistischen Einheit) war eine linkssozialistische, revolutionäre Partei, in der sich oppositionelle KommunistInnen und TrotzistInnen fanden und die eng mit den AnarchistInnen zusammenarbeitete. Nach den Maiunruhen 1937 wurden mehrere ihrer Führer verschleppt und ermordet, ihre AnhängerInnen verfolgt.

16/ Ebd., S. 83.

17/ Ebd.

18/ Ebd., S. 84.

19/ *Der Kampf*, 4. Jg. (1937), Nr. 7, S. 254–258, hier S. 256.

20/ Pollak: Leben in Wien, Kap. 14, S. 7.

21/ Arturo Barea: Spanientrilogie, Bd. 3. Hamburg, Leipzig, Wien: Europa Verlag 2004, S. 243.

22/ Ebd.

23/ Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis, Otto Bauer Papers, 10, ARCH00026, S. 64–73, hier S. 65. Im Folgen-

den zitiert als OBP.

24/ Ebd., S. 68.

25/ Arturo Barea war nie Kommunist, arbeitete aber in seiner Funktion eng mit Kommunisten zusammen; siehe Michael Eade: Arturo Barea. Triunfo en la medianoche del siglo. Valencia de la Concepción: Renacimiento 2023.

26/ OBP, 10, ARCH00026, S. 69–71. Wie in allen hier zitierten Texten wurden die originale Rechtschreibung und die Zeichensetzung beibehalten.

27/ Jiménez de Asúa wurde aufgrund diplomatischer Probleme nie offiziell zum Botschafter ernannt, von der Tschechoslowakei aber als solcher anerkannt. Matilde Eiroa: La embajada en Praga y el servicio de información de Jiménez de Asúa, in: Ángel Viñas (Hg.): Al servicio de la República. Diplomáticos y Guerra Civil. Madrid: Ministerio de Asuntos Exteriores y de Cooperación, Marcial Pons 2010, S. 207–240, hier S. 213.

28/ Archivo de la Fundación Pablo Iglesias, Alcalá de Henares, Archivo Luis Jiménez de Asúa (ALJA) 442-4, S. 11f. Die fremdsprachigen Texte wurden vom Verfasser übersetzt.

29/ ALJA, 442-5, S. 10.

30/ Francisco Ayala: Recuerdos y olvidos, Bd. 1. Madrid: Alianza 1984, S. 221.

31/ Eiroa: La embajada, S. 230. Siehe auch den umfassenden Tätigkeitsbericht von Kulcsar in ALJA, 443-6, S. 5–10 oder den Bericht über die Geschichte des Geheimdiensts von Jiménez de Asúa in ALJA, 444-4, S. 63–73.

32/ NBA, Mappe 53, RS 1937 AB bzw. Josef: RS, 5.1. 1937, S. 2.

33/ ALJA, 443-5, S. 140.

34/ ALJA, 445-1, S. 66–75.

35/ Ayala: Recuerdos, S. 223.

36/ ALJA, 445-6, S. 43, siehe auch: ALJA, 443-2, S. 63.

37/ ALJA, 447-8, S. 24–30.

38/ ALJA, 442-8, S. 42.

39/ Eiroa: La embajada, S. 226f.

40/ ALJA, 442-11, S. 33.

41/ ALJA, 444-4, S. 118–122.

42/ ALJA, 442-12, S. 79.

43/ ALJA, 444-4, S. 64.

44/ ALJA, 442-12, S. 85.

45/ ALJA, 442-15, S. 74.

46/ ALJA, 442-15, S. 67.

47/ ALJA, 442-16, S. 74.

48/ ALJA, 442-19, S. 53.

49/ ALJA, 443-2, S. 54.

50/ Zu den Reisedaten siehe die Abrechnung der Reisekosten in ALJA, 445-5, S. 44.

51/ ALJA, 445-5, S. 29.

52/ Francisco Ordóñez Peña, ein Schützling des sozialistischen Politikers und Ministers Indalecio Prieto, wurde im Juni 1937 vom Innenminister Julián Zugazagoitia zum Leiter der Informationsspezialabteilung des Staates ernannt, die für Spionageabwehr und Sabotageakte auf dem Gebiet der Republik zuständig war, wozu auch die Repression linker Gruppen gehörte. Arturo Barea beschrieb ihn als großspre-

cherischen „sozialistischen Intellektuellen“, der Ilse und ihn auf sadistische Weise verhörte. Arturo Barea: La forja de un rebelde, hg. von Francisco Caudet. Madrid: Cátedra 2019, S. 1294.

53/ ALJA, 445-5, S. 30.

54/ Ebd.

55/ Ebd., S. 31.

56/ ALJA, 447-1, S. 21.

57/ ALJA, 445-7, S. 22 bzw. 446-1, S. 18f.

58/ ALJA, 446-2, S. 2.

59/ ALJA, 446-3, S. 13.

60/ ALJA, 453-2, S. 48.

61/ Barea: La forja, S. 1285–1288.

62/ Zu den Details siehe Georg Pichler: Unter Beschuss. Ilse Barea-Kulcsar in Spanien, in: Thomas Albrich/Ingrid Böhler (Hg.): Österreich – Spanien – Lateinamerika. Festschrift Klaus Eisterer. Innsbruck: innsbruck university press 2021, S. 185–205.

63/ Barea: La forja, S. 1293.

64/ Ebd., S. 1293.

65/ Ebd., S. 1294f.

66/ Ebd., S. 1295.

67/ Ebd.

68/ Muriel Gardiner/Joseph Buttinger: Damit wir nicht vergessen. Unsere Jahre 1934–1947 in Wien, Paris, New York. Wien: Verlag der Wiener Volksbuchhandlung 1978, S. 51.

69/ Checas waren Zentren, in denen der spanische in Verein mit dem sowjetischen Geheimdienst angebliche Feinde der Republik, Trotzkisten oder Verräter festhielt, verhörte, folterte und auch ermordete. Die checa des Paseo de San Juan befand sich im Paseo de San Juan 104, war eine Fabrik von Nestlé gewesen und wurde von der Luftwaffe und dem SIM, nicht von der GPU, wie Katja Landau schrieb, betrieben. César Alcalá: Checas de Barcelona. El terror y la represión estalinista en Cataluña durante la Guerra Civil al descubierto. Barcelona: Belacqva 2005, S. 133; Katja Landau: Le stalinisme en Espagne. Témoignages de militants révolutionnaires sauvés des prisons stalinienes. Paris: Spartacus 1938, S. 36.

70/ Landau: Le stalinisme, S. 41; siehe auch Hans Schafranek: Das kurze Leben des Kurt Landau. Ein österreichischer Kommunist als Opfer der stalinistischen Geheimpolizei. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik 1998, S. 491–496.

71/ NBA, Mappe 14: Marc Rein, Ilse an „Liebe Freunde“, 14.2.1938, S. 1.

72/ Landau: Le stalinisme, S. 37.

73/ Ebd., S. 39f.

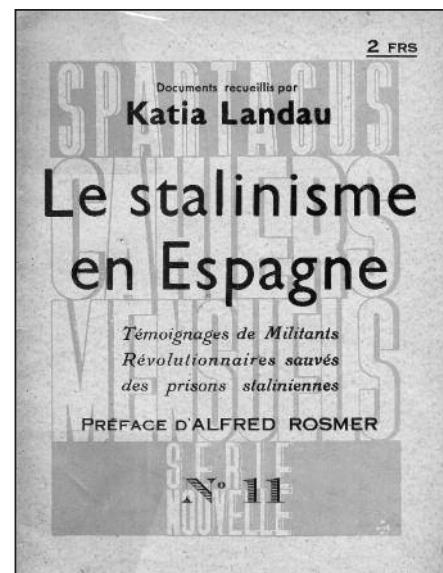
74/ Ebd., S. 40f.

75/ ALJA, 447-1, S. 22. Katja Landau zufolge reiste er am 18. Dezember ab, siehe NBA, Ilse an „Liebe Freunde“, S. 1.

76/ NBA, Mappe 16: Marc Rein II, 1, Willi Müller an Abramowitsch, 22.2.1938, S. 4.

77/ Ebd., S. 1.

78/ NBA, Mappe 16: Marc Rein II, 1, ABNB [Auslandsbüro Neu Beginnen], Mitteilung zur Angelegenheit Maresch, 22.10.1937, S. 5f.



### Von Katja Landau verfasste Broschüre „Der Stalinismus in Spanien“, 1938

79/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, S. 1.

80/ Vgl. Boris Volodarsky: El caso Orlov. Los servicios secretos soviéticos en la guerra civil española. Barcelona: Crítica 2013; Patrick von zur Mühlen: Spanien war ihre Hoffnung. Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939. Bonn: Dietz 1985, S. 192–199.

81/ Alle Briefe sind in NBA, Mappe 16 zu finden.

82/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, Willi Müller an Abramowitsch, 21.12.1937, S. 1.

83/ Ebd., Willi Müller an Otto Bauer, 18.12.1937, S. 4.

84/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, ABNB an Maresch, 14.10.1937.

85/ Ebd., ABNB, Mitteilung zur Angelegenheit Maresch, 22.10.1937, S. 1; Mappe 14: Marc Rein, Paul Hertz und Willi Müller an Fritz Adler, 1.11.1937, S. 3.

86/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, Brief Willi Müller an Abramowitsch, 21.12.1937, S. 3

87/ Ebd., Willi Müller an Abramowitsch, 22.2.1938, S. 3.

88/ Ebd., Mitteilung des ABNB über die Angelegenheit Maresch, 22.10.1937, S. 7f.

89/ NBA, Mappe 53: Varia 1936, Rundschreiben Auslandsbüro, 1938 2, S. 3.

90/ Ebd., Mappe 16: Mark Rein II, 1, Willi Müller an Abramowitsch, 22.2.1938, S. 5.

91/ Anders als Patrick von zur Mühlen meinte, der annahm, dass es sich um Ilse Kulcsar handelte, unverständlicherweise, ist doch im Brief auch die Rede von der „Frau von Lerch“, die „einmal in dem Gebäude in Barcelona [war], wo Frau L. gefangen war“; von zur Mühlen: Spanien, S. 196. Auch Hans Schafranek schloss sich dieser Meinung an: Schafranek: Kurt Landau, S. 545.

92/ NBA, Mappe 14: Marc Rein, Ilse an „Liebe Freunde“, 14.2.1938, S. 2.

93/ Ebd., S. 3.

94/ NBA, Mappe 16: Mark Rein II, 1, Willi Müller an Abramowitsch, 22.2.1938, S. 1.

95/ Ebd., S. 2.

# „Maoismus“

## Kritik eines gehypten Buches und Probleme des Sozialismus

KARL WIMMLER

Im Jahr 2019 erschien in London ein Buch mit dem Titel „Maoism. A Global History“. Die Autorin Julia Lovell, Jahrgang 1975, ist Sinologin und Übersetzerin und lehrt als Professorin für moderne chinesische Geschichte und Literatur am Birkbeck College der University of London. 2023 folgte bei Suhrkamp die deutsche Übersetzung des Werks unter dem Titel „Maoismus. Eine Weltgeschichte“. Es landete umgehend auf Platz 1 der deutschen „Sachbuch-Bestenliste“, und das Feuilleton der Bildungsbürgerblätter von FAZ bis taz oder *Süddeutsche Zeitung* quoll über von Begeisterung, von der auch der ORF-Mann Günter Kaindlstorfer angesteckt wurde.<sup>1</sup> Vermutlich wurden sie alle eingestimmt durch solche Weisheiten, wie Lovell sie bereits im Vorwort zum Besten gibt: „In seiner Selbstdarstellung ist der Kommunismus eine unpersönliche politische Wissenschaft, deren abstrakter ideologischer Autorität sich das Individuum zu unterwerfen hat. Dennoch ist die globale Geschichte des Maoismus voller menschlicher Dramen.“ Und weiter: „Der Maoismus, der den ‚langwierigen Krieg‘ predigt, scheint besonderes für Verrückte geeignet, die sowohl entschlossen sind, mit der Gesellschaft in Konflikt zu treten, als auch sie zu beherrschen.“<sup>2</sup> Es erfordert ein gerüttelt Maß an Sturheit, nach solchem Geschwätz, das von Anfang an für Misstrauen sorgt, überhaupt weiterzulesen.

Der 768 Seiten starke Wälzer wurde von der Presse umgehend als „Monumentalwerk“ qualifiziert. Damit sollte auch kundgetan werden, dass die Autorin eine Marktlücke zu diesem Thema abdeckt, die bisher aus unerfindlichen Gründen offengeblieben war. Nicht nur wird im Westen nach Erklärungen für den Aufstieg Chinas zur Weltmacht gesucht, es wird auch die Verbindung des heutigen China mit jenem zur Zeit Mao Zedongs bestenfalls mit einem Wechsel des Führungspersonals erklärt (Deng statt Mao). Zudem liegt die Zeit, als das Werk Maos international in höchstem Ansehen stand, nun ein halbes Jahrhundert zurück; vieles davon ist den heutigen Eliten und ihren Politologen nicht mehr geläufig oder wird als zeitgeschichtliches Nebengeleise be-

trachtet. Also Anlass genug für solch ein Buch über den „Maoismus“.

Allerdings ist einzuräumen, dass auch für Sozialisten und Kommunisten die Verbindung der seinerzeitigen Bedeutung Chinas und Mao Zedongs in den ersten Jahrzehnten nach der Gründung der Volksrepublik mit dem heutigen China häufig nebelhaft erscheint und noch wenig untersucht ist. Der Anlass des nun erschienenen „Monumentalwerks“ von Julia Lovell sollte daher für eingehendere Überlegungen genutzt werden.

### Ein weiterer Ismus?

Ungeachtet der sich bereits eindeutig und abfällig positionierenden Einleitung befasst sich Lovell im ersten Kapitel damit, was überhaupt Maoismus sei, und sie verschweigt auch nicht, dass der „Begriff ‚Maoismus‘ in den fünfziger Jahren als Bezeichnung für die angloamerikanische Zusammenfassung des Systems politischen Denkens und Handelns populär [wurde], das in der gesamten Volksrepublik China institutionalisiert worden ist. [...] Der chinesische Begriff ‚Mao zhuyi‘ ist von den Ideologen der KPCh nie autorisiert worden.“ (S. 40) Stattdessen wird in China seit jeher von „Mao Zedong-Ideen“ oder „Mao Zedong-Gedanken“ gesprochen.

Nun ist das mit dem Ismus so eine Sache. Gerne und oft wird – hauptsächlich von Antikommunisten – ein Marx-Satz zitiert, der angeblich lauten soll: „Alles, was ich weiß, ist, dass ich kein Marxist bin.“ Allerdings findet sich dieser in keiner Schrift von Marx, sondern wird von Friedrich Engels als französisches Zitat wiedergegeben.<sup>3</sup> Der Ursprung dieses Satzes rührt von der Auseinandersetzung mit französischen „Marx-Anhängern“ her, wovon Engels in einem Brief an Eduard Bernstein am 2./3. November 1882 schreibt: „Nun ist der sog. ‚Marxismus‘ in Frankreich allerdings ein ganz eigenes Produkt, so zwar, daß Marx dem Laf[argue] sagte: ce qu’il y a certain c’est moi, je ne suis pas Marxiste“.<sup>4</sup> Sinnvoll erscheint demnach weniger die wörtliche Übersetzung, sondern eher die dem Sinnzusammenhang entsprechende: „Wenn das Marxismus ist, bin ich kein Marxist.“<sup>5</sup> So auch die Herausgeber der MEW in der dort als Fußnote angeführ-

ten Übersetzung. Zutreffend schreibt Engels daher im Vorwort von 1888 zur 1886 verfassten Schrift „Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie“ von der „Marx’schen Weltanschauung“, die „Vertreter gefunden [hat] weit über Deutschlands und Europas Grenzen hinaus und in allen gebildeten Sprachen der Welt“. Und an Laura Lafargue schreibt er am 11. Juni 1889 unzweideutig, „daß fast alle Sozialisten in Europa ‚Marxisten‘ sind“.<sup>6</sup>

Es ist daher plausibel und begründet, von Marxismus zu sprechen, zumal er nicht nur ein Gedankengebäude, sondern auch Methoden umfasst, die Wirklichkeit zu untersuchen, um zu einem verändernden Handeln zu gelangen. Problematisch wird es dann, wenn von einem „einheitlichen, in sich geschlossenen System der wissenschaftlichen Theorien“ von Marx (und Engels) gesprochen wird, wie es beispielsweise im (dennoch nützlichen) „Philosophischen Wörterbuch“ geschah, das in den 1960er Jahren erstmals in der DDR herausgegeben wurde.<sup>7</sup> Wer von einem „geschlossenen System“ spricht, läuft Gefahr, die realen Verhältnisse dogmatisch dem geschlossenen Ismus unterzuordnen, statt diese zu verstehen und zu verändern.

Ob die Kanonisierung Lenins als Leninismus sinnvoll war, sei hier dahingestellt. Dass sich das Gedankengebäude Maos hingegen im oben dargelegten Sinn wenig dazu eignet, als eigene „Weltanschauung“ bzw. eigenes philosophisch-politisches System zu firmieren, werden wir nicht nur bei näherer Betrachtung des Werks von Julia Lovell bestätigt finden. Ungeachtet dessen erlaubt es der oberflächliche Sprachgebrauch, in verschiedenen Zusammenhängen der Einfachheit halber von „Maoismus“ zu sprechen, wofür auch spricht, dass in Nepal derzeit eine sich dezidiert als „maoistisch“ bezeichnende Kommunistische Partei die Macht innehat.

### Was ist Maoismus?

Wer den Ismus vermeidet und stattdessen von Ideen spricht, ist dennoch nicht davor gefeit, ein „geschlossenes System“ des Denkens zu behaupten und anfällig für allerlei Dogmatismus zu sein. Typischerweise ist es genau das,

worauf sich die englische „Maoismus-Expertin“ zu stützen meint. Daher entwickelt sie zu Beginn unter „Was ist Maoismus?“ (S. 39–85) auch keine brauchbaren Erklärungen oder Definitionen, sondern wählt als Ausgangspunkt einige Kernsätze, als ob sie in der weltweit verbreiteten Zitatensammlung „Worte des Vorsitzenden Mao“ („Mao-Bibel“) geblättert hätte. Die bereits im Vorwort geäußerte Voreingenommenheit führt sie zu neun Sätzen, die ihren angeblichen Maoismus beschreiben sollen:

1. Die Macht kommt aus den Gewehrläufen.
2. Eine Revolution ist kein Gastmahl.
3. Das Kriterium der Wahrheit kann nur die gesellschaftliche Praxis sein.
4. Die Frauen können die Hälfte des Himmels tragen.
5. Irrtümer anprangern und Fehler kritisieren.
6. Der Osten ist rot, die Sonne geht auf. China hat Mao Zedong hervorgebracht. Er plant Glück für das Volk, Hurra er ist der große Erlöser des Volkes!
7. Der Imperialismus ist ein Papiertiger.
8. Rebellion ist berechtigt.
9. Über den Widerspruch: Der Kampf der Gegensätze geht ununterbrochen vor sich.

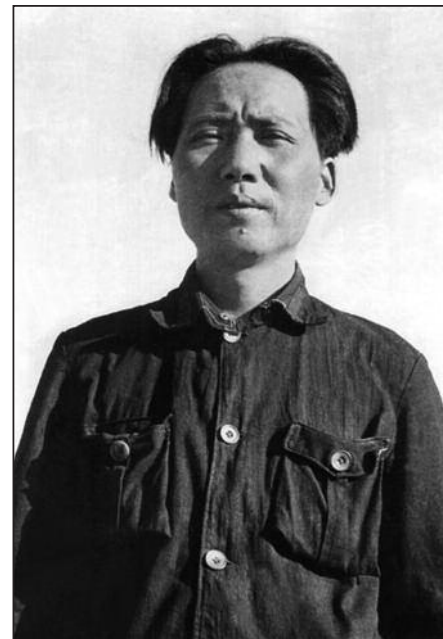
Nun wäre es durchaus möglich, anhand solcher Sätze (beim sechsten handelt es sich um eine Hymne, die in der Kulturrevolution Kultstatus erlangte) einige von Mao entwickelte Gedanken zu erklären. Davon allerdings kann bei Lovell keine Rede sein. Denn ihr geht es nicht um Denken und Handeln, sondern um die Aneinanderreihung eines Anekdotenallerleis, das das gesamte Buch durchzieht. Das ist sogar dem vorsichtigen Rezensenten der *Süddeutschen Zeitung* als Kritikpunkt aufgefallen (er moniert auch „Unsauberkeiten der Übersetzung“, die plausibel erscheinen, ohne das englische Original geprüft zu haben). Die Autorin setze „konsequent auf Personalisierung und die Sogwirkung drastischer Anekdoten. Hierunter leidet gelegentlich die Analyse struktureller Faktoren“, so der Rezensent.<sup>8</sup>

Die hier behauptete mangelnde Berücksichtigung „struktureller Faktoren“ ist eine Untertreibung. Tatsächlich ist für Lovell die gesamte Geschichte Chinas und des Kommunismus eine einzige Abfolge von Geschichtchen und Verschwörungen. So gab es Sun Yatsens Nationale Volkspartei (Kuomintang) wie die Kommunistische Partei bereits in den Zwanzigerjahren des vorigen Jahrhunderts hauptsächlich deshalb, weil sie „beide von der Sowjetunion und ihrer

Komintern finanziert, ausgebildet und bewaffnet waren“ (die Kuomintang wurde 1912, gegründet, die Sowjetunion mehr als ein Jahr nach der KP Chinas). So wie auch chinesische Kommunisten mit der Gründung ihrer Partei angeblich wenig zu tun hatten, zumal die „nach China entsandten Vertreter der Komintern die verstreuten Rebellen 1921 auf dem I. Parteitag der KPCh in einem Shanghaier Stadthaus zusammen (brachten)“ (S. 44f.). 200 Seiten weiter wird uns die Autorin erklären, dass „bis in die fünfziger Jahre hinein China ein Satellitenstaat“ (der Sowjetunion) war. (S. 275) Dennoch war es dann Mao bzw. dessen „Ablehnung der sowjetischen Vorstellung von Weltrevolution“ (über die uns Lovell nichts verrät), die „sowohl in Osteuropa als auch in Südostasien viele weitere kommunistische Nationalismen hervor (brachte). Diese Nationalismen erreichten ihren Höhepunkt in dem toxischen indochinesischen Dreieck des China-Kambodscha-Vietnam-Konflikts.“ (S. 54) Was sind schon Kolonialismus und Imperialismus gegen die Weltverschwörung des großen Vorsitzenden?

### Revolutionäre Gewalt

Die von Lovell unter 1 und 2 angeführten Sätze sprechen dasselbe Problem an, die Gewaltherrschaft des Ausbeutungssystems und die dagegen anzuwendende revolutionäre Gewalt. Dass eine Revolution, wie es nach dem Satz Maos mit dem „Gastmahl“ heißt, „ein Aufstand, ein Gewaltakt, durch den eine Klasse eine andere Klasse stürzt“,<sup>9</sup> sei, interessiert die Autorin nicht. Für sie handelt es sich um einen Spleen Maos: „Die Begeisterung für politische Gewalt war eines der Fundamente des Kults, den Mao während des [nach 1927] folgenden halben Jahrhunderts schaffen sollte.“ Aber zugleich ist dies auch keine Sache Maos allein, und man scheut sich fast, derartiges Stammtischgeschwätz zu zitieren: „Auch Lenin und Stalin waren gewaltverliebt gewesen. Die Gewalt ist schon in Marx' stürmische Visionen von der Weltrevolution eingeschrieben, und das kam den beiden skrupellosen Sowjetführern auf jeden Fall gut zupass.“ (S. 47) Schließlich bringt sie auch noch ein offenbar besonders abscheuliches Zitat Maos über militärische Strategie und Taktik „für seine analphabetischen Bauerntuppen“ (S. 51). Dieses beinhaltet allerdings nichts anderes als einfache Regeln der Kriegsführung und hat wenig mit Maoismus zu tun, sondern ist so ähnlich in der 2500 Jahre alten berühmten



Mao Zedong im Jahr 1934

Schrift des chinesischen Militärstrategen Sunzi „Die Kunst des Krieges“ zu lesen. Überhaupt hat es Lovell die Gewaltthematik angetan: „Indem er [Mao] die Böswilligkeit der ausländischen Gegner Chinas betonte, legitimierte er seinen eigenen Einsatz von Gewalt sowohl gegen die Imperialisten, als auch gegen die angeblichen chinesischen Feinde der Revolution“. (S. 72) Passenderweise weiß sie noch, „der Faschismus feierte die Gewalt sogar noch eifriger als der Kommunismus“. (S. 44)

So ist dann auch die Charakterisierung der Frauen als „Hälfte des Himmels“ für Lovell nur Anlass, sich über Maos Ehen und sein angeblich „rücksichtsloses“ Machotum auszulassen. Auf die Idee, das von ihr erwähnte 1950 verabschiedete Ehegesetz, das u.a. erstmals das Recht der Frauen festschrieb, sich scheiden zu lassen, mit den zu dieser Zeit in westlichen oder kolonialen Ländern bestehenden Ehegesetzen zu vergleichen, kommt sie nicht.

Eine pseudowissenschaftliche Seuche des Buches besteht darin, dass Lovell nur selten auf Originalquellen verweist. Zitiert sie beispielsweise Lenin, so wird auf eine Quelle der *Cambridge University Press* aus dem Jahr 2007 über „The Global Cold War“ verwiesen. (S. 75) Und so geht das in einem fort, sodass schließlich der Anmerkungsapparat aus 66 kleingedruckten Seiten besteht und die im Anhang aufgelistete Literatur rund 500 Werke umfasst, darunter kein einziges Werk von Marx oder Lenin. So kommt es dann, dass Lovell im Abschnitt über den Satz vom Imperialismus als Papiertiger – frei erfunden und ohne

jede Quellenangabe – „enthüllt“, dass der Vietnameser Ho Chi Minh der „prominenteste südostasiatische Alumnus“ der 1923 in Moskau gegründeten und „unter die Leitung der Komintern gestellten Universität der Werktätigen des Ostens“ gewesen sei. (In Wahrheit war Ho in Paris zunächst Mitglied der Sozialistischen Partei Frankreichs und dann Gründungsmitglied der KP Frankreichs, bis 1930 die Kommunistische Partei Indochinas gegründet wurde.)<sup>10</sup>

Auf diesem Niveau geht es weiter, ohne dass man letztlich erfährt, was denn nun Maoismus sei. Stattdessen gibt Lovell im zweiten Kapitel kund, dass der US-Amerikaner Edgar Snow der eigentliche Begründer von Maos Ruhm gewesen sei, und im dritten Kapitel, dass die „Gehirnwäsche“ der im Koreakrieg gefangen genommenen US-Soldaten durch die Mao-Chinesen zwar eine Erfindung des US-Journalisten und CIA-Mitarbeiters Edward Hunter gewesen sei, die auf US-Seite bis in die 1970er Jahre zu den absurdesten Konstruktionen, Untersuchungen und Trainingsprogrammen geführt habe (z.B. Abhärtung durch die Anhörung des Gesangs von Yoko Ono). Aber irgend etwas sei doch dran: „Der Ausdruck [Gehirnwäsche] war nämlich sowohl in der Vergangenheit Chinas verwurzelt [...] als auch in der politischen Gegenwart des Landes“ (S. 125 und 168), so Lovell.

### Eine Zeitgeschichte ohne die USA

Das Auffälligste am Werk Lovells, das dennoch eine „Weltgeschichte“ sein will, wenn auch nur des Maoismus, dürfte die faktische Abwesenheit jener Macht sein, die seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs als imperialer Hegemon nur durch verstockte Blindheit übersehen werden kann, die Vereinigten Staaten von Amerika. So kommen dann Konstruktionen zustande, die zeithistorische Einzigartigkeit behaupten können: „Ohne den chinesisch-sowjetischen Bruch und rivalisierende chinesische und sowjetische Hilfslieferungen fällt es auch schwer, sich die Verschärfung des Vietnamkrieges vorzustellen. Dieses Duell machte den Vietnamkrieg zum heißesten Konflikt des weltweiten Kalten Krieges.“ (S. 208) Der Maoismus verursachte demnach auch alles andere Schlimme, „einen blutigen Bürgerkrieg in Indonesien, die Kämpfe um Entkolonisierung und Entwicklung in Afrika, die Verwüstung Vietnams und Kambodschas, die Beben und Nachbeben von 1968 in Westeuropa

und in den USA [...], Guerillakriege in Indien, Lateinamerika und Nepal. [...] Wie ein schlafendes Virus hat der Maoismus eine beharrliche, globale Begabung, sich in Geduld zu üben, an den Tag gelegt.“ (S. 209)

Nachdem wir nun noch immer nicht wissen, was Maoismus sei, unternimmt unsere Autorin den Versuch, sein unheilvolles Wesen in sieben Kapiteln über Indonesien, Afrika, Vietnam/Kambodscha, USA/Westeuropa, Peru, Indien und Nepal zu beschreiben. Ich streife einige Merkwürdigkeiten ihrer Geschichten, zunächst über Indonesien, wo 1965 beim Putsch gegen den gewählten Präsidenten Sukarno („verwirrende, rätselhafte Ereignisse“, S. 242) zumindest eine Million Mitglieder und Anhänger der Kommunistischen Partei ermordet wurden. Natürlich war der Maoismus der KP schuld (einer tatsächlich unabhängigen Partei, die als Parlamentspartei agierte!), der von ihr unterstützte Präsident Kommunisten- und Chinesen-freundlich, was beim Putsch daher passenderweise mit Pogromen gegen die chinesische Minderheit verbunden werden konnte. Von US-Strippenziehern weiß Lovell nichts, aber nach 44 Seiten tritt unverhofft „das Großkapital“ auf, gegen das nun der Widerstand ein Ende gefunden habe.

In Afrika wiederum sei der praktizierende Katholik Julius Nyerere (ab 1964 Präsident Tansanias) eigentlich und indirekt Maoist gewesen, weil er „durchaus mit politischer Gewalt vertraut“ gewesen sei und „China die Tore zu Afrika öffnete“. (S. 273) Nelson Mandela „las sorgfältig Maos Ideen zum Guerillakrieg“, bevor er mit diesem begann. (S. 269) Einen anderen afrikanischen Führer machte eine Reise nach China „zu einem Kommunisten“. Auch der Erfolg des Befreiungskrieges in Zimbabwe ist nur durch chinesisch-maoistische Einflussnahme auf Führer wie Josiah Tongogara oder Josef Khumalo erklärbar. (S. 296) Und die hinterhältigste, „wohl erfolgreichste Form des chinesischen Einflusses waren seine medizinischen Teams, die bis in völlig abgelegene Regionen Afrikas reisten, um Fieber und Rheumatismus zu behandeln und Wunden zu desinfizieren.“ (S. 265) Nachdem Lovell endlich auf mehr als einem Dutzend Seiten dargelegt hat, wie das Netz der KPCh fast ganz Afrika überzogen hat, erklärt sie: „Wenn man den britischen diplomatischen Berichten Glauben schenken kann, wimmelte es im Afrika der sechziger Jahre nur so vor [sic!] in China ausgebildeten Rebellen, von Kamerun, Gui-

nea und Mosambik bis nach Angola und Südafrika.“ (S. 271; eine Quelle gibt sie nicht an.) Dabei erwähnt sie selbst eine Rede Nyereres 1965 in London, wo er zu solchen Vorhaltungen konterte, dass sich „in Tansania 246 Chinesen aufhalten – und 16.000 Briten“. (S. 284)

Nach 30 Seiten über den maoistischen „Leuchtenden Pfad“ in Peru und seinen Anführer Abimael Guzman, die fast ausschließlich aus teilweise fragwürdigen Gräueltaten und Anekdoten bestehen, geht’s dann erstmals darum, was in diesem Land angeblich los war, als diese Guerillaorganisation nach zwölf Jahren Militärdiktatur, so Lovell, zu Beginn der 1980er Jahre ihre erste bewaffnete Aktion setzte. Da hatte dann angeblich 1980 „eine friedliche Rückkehr zur Demokratie“ stattgefunden, von der im darauffolgenden Absatz seltsamerweise nicht mehr die Rede ist, zumal es „neun Jahre des Staatsterrorismus von 1974 bis 1983“ gegeben hatte, „in denen die Militärjunta die politische Opposition vernichtete“ (S. 444f.; ein typisch willkürlicher Umgang mit Fakten wie im gesamten Buch; und um „Rückkehr zur Demokratie“ handelt es sich offenbar, wenn verstaatlichte Unternehmen wieder privatisiert werden, wie ab 1980 geschehen, was man bei Lovell jedoch nicht lesen kann.)

Ich erspare mir vergleichbare Weisheiten über Vietnam und Kambodscha, und empfehle jenen, die sich für Anekdoten über maoistische Gruppierungen in Indien und den „Maoismus an der Macht? Nepal“, so der Titel des vorletzten Kapitels, interessieren, sich die entsprechenden Abschnitte zu Gemüte zu führen. Ein tieferes Verständnis für die Auseinandersetzungen und Aussichten in diesen Ländern wird dadurch nicht befördert. Auch über die Tatsache, dass chinesische Kommunisten seit Jahrzehnten in Nepal ihren Einfluss geltend machten, wird man kaum etwas finden. Im Gegenteil, sie rüffelten die nepalesische Kommunistische Partei sogar für ihren offiziellen Zusatz im Parteinamen „maoistisch“. (S. 40)

Wenden wir uns nun noch kurz Lovells „Schrecken des Maoismus in seinen europäischen und US-amerikanischen Ausprägungen“ (S. 365) zu, nur um das Bild von den Märchenerzählungen der Autorin abzurunden. Lovell beginnt mit sich auf mehrere Seiten hinziehenden Geschichten von einem britischen Missbrauchstäter in einer „Kommune“, bei der man sich als Österreicher an den ebenfalls offenbar typischen „Maoisten“

Otto Mühl erinnert sieht, schwadroniert haltlos über die angeblich ebenso maoistische RAF in Westdeutschland, die durch einen Film von Harun Farocki gefördert worden sei, und entdeckt, dass die italienischen Roten Brigaden ab 1970 für „etwa 14.000 Gewalttaten“ verantwortlich gewesen sein sollen, weil die Autorin von italienischen Faschisten, der terroristischen P2-Loge und deren Verbindungen mit dem staatlichen Geheimdienst nichts weiß. Und in den USA gilt ihr unter anderem auch der Flower Power-Aktivist Abbie Hoffman als maoistische Figur.

Kurz und gut, faktisch war oder ist in den Augen Lovells nahezu die gesamte Welt maoistisch unterwandert oder ideologisch verseucht, und man wundert sich fast, dass da nicht auch noch die Spannochi-Doktrin, das österreichische Landesverteidigungskonzept aus den 1970er Jahren, als Produkt maoistischer Einflüsterungen enthüllt wird. Tatsächlich macht die Autorin keinen Unterschied zwischen Forschungsergebnissen, Propagandertexten und Geschwätz, die sie zu einem pseudowissenschaftlichen Mix vermischt. Zudem zeigt sich in jedem Kapitel, dass man derart politisch verwirrt keine Zeitgeschichte schreiben kann. Für lobhudelndes Getratsche im Feuilleton allerdings reicht ihr „Monumentalwerk“ allemal aus.

### Tatsächliche Probleme des Sozialismus

Maoismus als einheitliche Lehre hat es, so viel kann man selbst dem Machwerk Lovells entnehmen, weder in China noch außerhalb gegeben. Da China nicht nur ein unterentwickeltes Land war, sondern sich auch als Teil der „Dritten Welt“ begriff, liegt es auf der Hand, dass seine Ausstrahlung und die des Vorsitzenden seiner führenden Partei besonders auf viele Entwicklungsländer wirkte. Die Schriften Maos zum Volkskrieg beispielsweise und ihre Umsetzung in der chinesischen Realität hatten für eine Reihe von Ländern und Befreiungsbewegungen in der Dritten Welt enorme Relevanz, sodass manche Formulierungen sogar sprichwörtlich wurden (z.B. sich im Volk bewegen „wie ein Fisch im Wasser“); auch stärkte die von Mao betonte strategische Verachtung der Kräfte des Imperialismus („Papiertiger“) das Selbstbewusstsein vieler Befreiungs- und Widerstandsbewegungen. Was Westeuropa betrifft, sollte man nicht übersehen, dass der Marxismus und Kommunismus aufgrund der Entwick-



Feier anlässlich der Verkündung der Volksrepublik China am Platz des Himmlichen Friedens in Peking 1. Oktober 1949

lung beziehungsweise Erstarrung nicht nur der Sowjetunion, sondern auch der dem Warschauer Vertrag zugehörigen osteuropäischen Länder viel an Ansehen unter nicht nur sozialistisch gesinnten Intellektuellen, sondern auch in der Arbeiterklasse in den westeuropäischen Ländern eingebüßt hatte. Die Ausstrahlung Chinas und der chinesischen Errungenschaften und der (wohl auch trügerische) Schein der Kulturrevolution brachte eine neue Faszination für die Möglichkeiten marxistischer Gesellschaftskritik mit sich. Es wäre müßig, sich auf die Kritik einzelner auf China und Mao orientierter Organisationen einzulassen, zumal man dann erst recht feststellen müsste, dass es so etwas wie eine maoistische Ideologie und einigermaßen einheitliche Praxis auch in Westeuropa nicht gab. Allein die Unterschiede der sich darauf beziehenden Vereinigungen etwa in Frankreich oder in der Bundesrepublik Deutschland gäben dafür ein beredtes Beispiel ab.

Befassen wir uns nun noch mit zumindest einem Teil jener Probleme, die tatsächlich an der Rolle Mao Zedongs und des chinesischen Kommunismus seiner Zeit interessant und für Sozialisten und Kommunisten von Bedeutung sein sollten. Ich sehe hier ab von jenen Fragwürdigkeiten, die mit Maos persönlichen Eigenschaften und Charakter zusammenhängen könnten (sofern dieses Urteil aus der Ferne und ohne nähere persönliche Kenntnisse vertretbar ist), etwa Sprunghaftigkeit, Voluntarismus, Selbstverliebtheit, Starrsinn und mangelnde Fähigkeit vor allem in seiner späteren

Lebenszeit, fehlerhafte Einschätzungen offen zu revidieren. Bedeutsamer erscheinen mir jene Themen zu sein, die sich am Beispiel des chinesischen Weges unter Mao offenbarten und für den Sozialismus und Kommunismus von allgemeiner Bedeutung sind – wobei ich nicht behaupte, hierfür Lösungen anbieten zu können.

### Weltrevolution contra Aufbau des eigenen Landes

Bekanntlich war es bereits in den ersten Jahrzehnten der Sowjetunion unter Sozialisten und Kommunisten umstritten, wie die Sicherung der staatlichen Existenz des Landes gegenüber kapitalistischen und imperialistischen Begehrlichkeiten mit der Verantwortung für den proletarischen Internationalismus ebenso zu verbinden ist wie für die Sicherung des Friedens. Noch die Auseinandersetzungen in der internationalen kommunistischen Bewegung im Zuge des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakts im Jahr 1939 sind auf diese letztlich aufgelöste Thematik zurückführbar. Sie war aber zugleich auch ein Element des Bruchs Chinas mit der Sowjetunion Anfang der 1960er Jahre, als die von Mao angeführte Kommunistische Partei Chinas dieser den „Verrat“ an der Weltrevolution vorwarf. Zugleich betrieb die KP Chinas damals bis zum Beginn der 1970er Jahre eine vergleichsweise massive propagandistische, aber teilweise auch materielle Unterstützung von Befreiungs- und kommunistischen Bewegungen insbesondere in der so genannten Dritten Welt. Dies – so kann man bei

Julia Lovell lesen – auch zu einem Zeitpunkt, zu dem in China selbst die größten Verwerfungen samt Hungersnöten auch durch eine irrierte von Mao verantwortete Politik des „Großen Sprungs nach vorn“ Ende der 1950er Jahre eingetreten waren: „In diesem Zeitraum nahm die Auslandshilfe um mehr als 50 Prozent zu. Das Jahr 1960 erlebte einen dramatischen Anstieg chinesischer Hilfsleistungen nach Afrika; allein im Fall Algeriens die Summe von 50,6 Millionen Yuan (heute etwa 1,3 Milliarden Euro) gegenüber 600 Millionen Yuan (etwa 15 Millionen Euro) im Vorjahr.“ (S. 187)

Der „Verrat“ an der Revolution zugunsten staatlicher Eigeninteressen könnte heutzutage der chinesischen Politik ebenso vorgeworfen werden. Und der seinerzeitige Vorwurf der chinesischen KP an die sowjetische, eine Politik des „Imperialismus“ zu betreiben, trifft heute von anderer Seite die chinesische. Gehe ich fehl in der Annahme, dass die theoretische Durchdringung dieser Thematik heutzutage aussteht?

### Kulturrevolution

Am aufsehenerregendsten wurde die chinesische Politik in weiten Teilen der Erde im ersten Vierteljahrhundert nach der Gründung der Volksrepublik empfunden, als Mao 1966 die „Große Proletarische Kulturrevolution“ ausrief (und nie offiziell beendete). Eigentlich kam insbesondere in den industrialisierten Ländern China als kommunistische Besonderheit einer größeren Anzahl von Menschen erst dadurch und die sich darum rankende Propaganda aller Seiten zu Bewusstsein, die bis dahin hauptsächlich von einem Informationstabu betroffen waren (Ausnahmen in Österreich: die kommunistische Presse sowie Hugo Portisch: So sah ich China [1965]). Über diese „Kulturrevolution“ ist seither viel geschrieben worden, über Absurditäten, Fanatismus und Opfer, damaliges Unwissen und unkritische Bewunderer außerhalb Chinas. Man kann aber nicht außer Acht lassen, dass ein nicht unwesentlicher Beweggrund Maos und anderer seiner Genossen auch darin bestand, einen Weg zu vermeiden, den die Sowjetunion und deren Kommunistische Partei im Lauf der Jahrzehnte gegangen zu sein schien: Eine Verbürgerlichung und Abgehobenheit des Führungspersonals, die weitgehende Absenz des ursprünglich vorhandenen revolutionären Impetus nicht nur im Rahmen der Partei, sondern als darüberhinausgehende Bewegung nicht zuletzt auch in der Kunst

und Kultur. Damit verbunden waren in China u.a. auch wenig überlegte oder planlose Methoden in der noch dominierenden bäuerlichen Gesellschaft, Stadt und Land sowie Intelligenz und Bauernschaft einander näherzubringen. Dass all dies mit Willkür und Brutalität verbunden war, ist seither sowohl in China als auch außerhalb wenig bestritten. Der Ursprung der Thematik blieb allerdings ungelöst, weshalb vielleicht der kluge Satz von Immanuel Kant zu bedenken wäre, dass es nicht an der Theorie liegen müsse, „wenn sie zur Praxis noch wenig taugte, sondern daran, dass nicht genug Theorie da war“.<sup>11</sup>

### Personenkult contra Demokratie

Die Kulturrevolution brachte auch eine ungeheure Ausdehnung des Personenkults um Mao mit sich, mit dem offenbar die Rebellion in die Partei und gegen bestimmte Funktionäre getragen werden sollte. Sie wurde stattdessen aber zum Werkzeug des großen Vorsitzenden und seiner unmittelbaren Entourage. Nun ist allerdings ein – wenn auch meist gemäßigerer – Kult in mehr oder weniger großem Ausmaß seltsamerweise vielen Entwicklungen durch Parteien oder Bewegungen weltweit eigen, die unter dem Banner der Befreiung, des Sozialismus, Kommunismus oder Marxismus angetreten sind. Ein Teil dieses Phänomens ist plausibel und verständlich, wenn bedacht wird, welche Gefühle und Emotionen die Befreiung aus Entrechtung und Armut bei vielen Menschen bewirken kann. Und manches Mokieren westlich geprägter Intellektueller über derartig kultische Verehrung erscheint bisweilen auch hochmütig, weil sie keinen Begriff dafür zu haben scheinen, was Unterdrückung und Ausbeutung heißen und was die Befreiung davon auszulösen in der Lage ist. Aber die Thematik selbst wird damit nicht weggewischt, zumal die Erfahrung gezeigt hat, dass Personenkult die demokratische Beteiligung der unteren Klassen am revolutionären Weg der Gesellschaft zunächst einschränkt, dann behindert und schließlich erstickt. Der Hinweis von Friedrich Engels, dass „übertriebener Glaube an anerkannte Autoritäten“ schädlich sei,<sup>12</sup> wurde von Marxisten an der Macht bis dato eher ignoriert (Ho Chi Minh vielleicht ausgenommen).

### Wege zum Sozialismus

Schon vor der russischen Revolution, spätestens aber nach ihrem Erfolg, wurde

darüber debattiert, ob und wie der Sozialismus in einem unindustrialisierten oder wenig entwickelten Land zur Entfaltung gelangen könne. Der von Marx und Engels gewiesene revolutionäre Übergang am Beispiel der Pariser Kommune betraf zweifellos entwickelte kapitalistische Länder oder Verhältnisse. Bekanntlich hat die in der Sowjetunion mit dem Namen Stalin verbundene Politik des Drucks auf die arbeitenden Massen und des Terrors auf verschiedene Teile der Bevölkerung zur Durchsetzung eines möglichst raschen Nachholens dessen, was in den kapitalistischen Ländern als ursprüngliche Akkumulation vorausging, spätestens ab den 1930er Jahren zu umfangreichen Verwerfungen beigetragen und das Ansehen der Sowjetunion schwer geschädigt. Die Versuche der Kommunistischen Partei Chinas und Maos, andere, aber in mancher Hinsicht vergleichbare Methoden im Bauernland China anzuwenden, überzeugten letztlich auf Dauer ebenso wenig. Eine der Konsequenzen, die die Kommunistische Partei Chinas nach dem Tod Maos zog, besteht offenbar und teilweise eingestandenmaßen darin, durch eine kapitalistische Entwicklung bessere ökonomische Voraussetzungen für den Übergang zu einer sozialistischen Gesellschaft zu schaffen. Ob dies vernünftig und vor allem inwiefern dies kontrollierbar ist, steht in den Sternen. Nicht zuletzt bewirkt der längst begonnene Kapital-export, dass damit auch imperiale Bestrebungen gefördert werden.

Allerdings zeigt auch gerade die heutige internationale Politik Chinas, dass man keinen starren Trennungsstrich zwischen der Politik unter Mao und jener danach ziehen, sondern auch Kontinuitäten gelten lassen sollte. So stützt sich China beispielsweise in der Taiwan-Frage gegenüber den USA auf genau jene Vereinbarungen, die im Jahr 1972 unter Mao und seinem langjährigen Außenminister und Ministerpräsidenten Zhou Enlai mit den USA unter Richard Nixon und Henry Kissinger geschlossen wurden. Der dennoch immer wieder aufflammend Streit darüber, befördert weniger von China als den USA, könnte wieder heiß werden. (Dabei wird oft übersehen, dass Großbritannien bereits 1950 die Volksrepublik China anerkannt und die diplomatischen Beziehungen zu Taiwan abgebrochen hatte oder Frankreich unter Präsident Charles de Gaulle 1964 diplomatische Beziehungen zur Volksrepublik China aufgenommen und jene zu Taiwan storniert hatte.)



Was immer man von den Wegen und Abwegen des chinesischen Kommunismus halten mag, wenn man einen nur halbwegs funktionierenden Kompass zur Orientierung in der heutigen Welt zur Verfügung haben will, kommt man um eine Beschäftigung mit der chinesischen Entwicklung nicht herum. Dabei helfen allerdings Geschichtchen und Anekdoten darüber, was sich Ahnungslose unter Maoismus vorstellen, nicht weiter. Ebenso wenig ist es mit einfachen Urteilen getan. Marxisten wären gut beraten, sich auch im Fall Chinas mit grundlegenden Tatsachen, Produktions- und Eigentumsverhältnissen, sozialen Lebensumständen der unteren Klassen und politischen, also auch demokratischen Möglichkeiten

zu beschäftigen. Bücher wie jene von Julia Lovell halten jedoch davon nur ab.



Julia Lovell: *Maoismus. Eine Weltgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2023, 768 Seiten, 42 Euro

#### Anmerkungen:

1/ [www.perlentaucher.de/buch/julia-lovell/maoismus.html](http://www.perlentaucher.de/buch/julia-lovell/maoismus.html) [1.3.2024].

2/ Julia Lovell: *Maoismus. Eine Weltgeschichte*. Berlin: Suhrkamp 2023, S. 35f.

3/ Friedrich Engels an Conrad Schmidt, 5.8.1890, in: Karl Marx/Friedrich Engels: *Werke* (MEW), Bd. 37. Berlin: Dietz-Verlag 1967, S. 436.

4/ MEW, Bd. 35, S. 388.

5/ Ebd.

6/ MEW, Bd. 37, S. 235.

7/ Georg Klaus/Manfred Buhr (Hg.): *Philosophisches Wörterbuch*, 2 Bände. Leipzig: Verlag des Bibliographischen Instituts 1969 (Neuaufgaben 1974 und 1976), hier: Bd. 2, S. 671.

8/ Daniel Leese: Hochgradig widersprüchlich, in: *Süddeutsche Zeitung*, 19.7.2023.

9/ Untersuchungsbericht über die Bauernbewegung in Hunan, März 1927, in: Mao Tse-Tung: *Ausgewählte Werke*, Bd. 1. Berlin: Dietz-Verlag 1956, S. 27.

10/ Siehe u.a.: Karl Wimmer: Ho Chi Minh zum 130. Geburtstag, in: *Mitteilungen der Alfred Klahr Gesellschaft*, 27. Jg. (2000), Nr. 2, S. 29–31.

11/ Immanuel Kant: Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis, in: *Werkausgabe* in 12 Bänden, Bd. 11. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1977, S. 127–130, hier S. 127.

12/ Friedrich Engels an Paul Lafargue, 27.8.1890, in: MEW, Bd. 37, S. 451.

# Walter Hollitscher und die Wiener Psychoanalytische Vereinigung

CHRISTIAN KASERER

Als Walter Hollitscher (1911–1986) im Jahr 1981 seine sechseitige „Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes“ abfasste, blickte der KPÖ-Intellektuelle auf ein mannigfaltiges Œuvre und auf unzählige Begegnungen zurück. Die Liste der von ihm in seinen Publikationen behandelten Themen umfasst – ganz in volksbildnerischer Tradition – Philosophiegeschichte, Physik, Ökonomie, Biologie, antike Geschichte, Psychoanalyse und (Pawlow'sche) Psychologie sowie unzählige weitere wissenschaftliche Disziplinen. Freilich ist seine Vita auf das Publikationsorgan, die in der DDR erscheinende *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*, zugeschnitten und rückt vor allem seine Leistungen für den Marxismus in den Vordergrund, doch vergisst Hollitscher nicht, mit bekannten Namen wie Otto Neurath, Ludwig Wittgenstein oder Pablo Picasso aufzuwarten, denen er im Laufe seines Lebens begegnete. Konflikte, wie etwa seine Inhaftierung 1953 in der DDR durch das Ministerium für Staatssicherheit,<sup>1</sup> spart er dabei naturgemäß aus. Andeutungen anderer Verwerfungen indes finden sich. Eine davon betrifft die Psychoanalyse, welcher er in diesem Selbstzeugnis einen Absatz widmet.

## Erste Wiener Zeit

Die Schriften Sigmund Freuds, so Walter Hollitscher, hätten ihn – auch wenn er den kulturtheoretischen Texten von Beginn an kritisch gegenüberstanden sein will – bereits in jungen Jahren fasziniert, und so habe er beschlossen, eine Ausbildung zum Psychoanalytiker in Wien anzustreben, welche ihm kostenfrei ermöglicht wurde.<sup>2</sup> In einem Brief vom 19. März 1936 an Freuds Tochter Anna, die zu dieser Zeit in der *Wiener Psychoanalytischen Vereinigung* (WPV) bereits eine wirkmächtige Rolle spielte, beschreibt Hollitscher seinen persönlichen Hintergrund als auch seine Motivation dazu, eine Lehrausbildung bei der WPV zu beginnen. Sein Schreiben beinhaltet auch die Zusage, sich während seiner Ausbildung jeglicher politischer Tätigkeiten zu enthalten, was zu dieser Zeit eine Voraussetzung für die Ausbildung bei der WPV war.<sup>3</sup> Grund für die-

ses Verbot durch die Vereinigung waren Schikanen des austrofaschistischen Regimes gegenüber einzelnen, im Widerstand aktiven Mitgliedern der WPV und die Hoffnung, so die politisch stürmischen Zeiten als Gruppe möglichst unbeschadet überstehen zu können.

Tatsächlich wurde Hollitschers Ansuchen genehmigt<sup>4</sup> und ihm, wie er selbst in seinem Lebenslauf schreibt, die Ausbildung kostenfrei ermöglicht. Grete Bibring-Lehner wurde seine Wiener Lehranalytikerin. Hollitscher dürfte sich bereits früh als ein genauer Wissenschaftler innerhalb der WPV einen Namen gemacht haben<sup>5</sup> und wurde 1937 in der *Internationalen Zentralstelle für psychoanalytische Bibliografie* angestellt, um die dortigen bibliografischen Tätigkeiten zu unterstützen. Darüber hinaus erhielt er ein „100 Sch[illing] Stipendium [...] via A[nna] Freud“, was neben seinem Lohn durch die Zentralstelle sein Einkommen in dieser Wiener Zeit bildete.<sup>6</sup>

Der Briefwechsel mit Otto Neurath bezeugt Hollitschers Engagement für die Psychoanalyse, macht allerdings auch deutlich, dass er sie – ganz im Sinne Neuraths – in einem größeren Zusammenhang für eine gesamtwissenschaftliche Darstellung sah und bemüht war, die ihr eigene Terminologie auf einen vereinheitlichenden, empirisch-positivistischen Boden zu stellen.<sup>7</sup> In seiner eingangs zitierten Selbstdarstellung erwähnt Hollitscher, er habe in der WPV auch Vorträge über Biologie gehalten. Tatsächlich bezeugt ist ein Vortrag dort im Jänner 1938 zur „behaviouristischen und psychoanalytischen Begriffsbildung“.<sup>8</sup> Zwei kurz darauf veröffentlichte wissenschaftliche Texte dürften dem Vortrag zugrunde liegen. Einerseits handelt es sich dabei um den durch Neurath und seinem *Unified Science Movement* vermittelten Beitrag „Über einen Weg einige psychoanalytische Begriffe in die Behaviouristik einzuführen“, der im Oktober 1938 in dem in Den Haag herausgegebenen Periodikum *Unity of Science Forum* erschien. Andererseits ging aus dem Vortrag der Artikel „Über die Beziehungen zwischen der psychoanalytischen und behaviouristischen Begriffsbildung“ hervor. Erschienen ist dieser Text 1939 im vierten Heft der von



Walter Hollitscher (1911–1986) im April 1938

Sigmund Freud herausgegebenen *Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse und Imago*.

### Tätigkeiten in London

Als Jude, Kommunist und in Ausbildung befindlicher Psychoanalytiker dreifach bedroht, sah sich Walter Hollitscher nach dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich zur Flucht gezwungen. Am 18. März reiste er in die Schweiz ein, von wo er durch ein Visum am 11. Juli 1938 bei Newhaven britischen Boden betrat.<sup>9</sup> Großbritannien sollte bis ins Frühjahr 1946 seine Heimat bleiben. Neben umfassenden publizistischen und netzwerkenden Tätigkeiten für die KPÖ und weitere politische Organisationen, wie etwa das kommunistisch dominierte *Austrian Centre*, knüpfte er Kontakte zur *British Psychoanalytical Society* (BPS) und setzte seine Lehranalyse dort fort. Aufgrund von Bibring-Lehners Emigration in die USA wurde Willi Hoffer – früherer Herausgeber der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik* – sein neuer Lehranalytiker. Einem offiziellen Ansuchen der BPS, Hollitscher auch in London als Bibliograf einzustellen, wurde am 1. Juli 1940 stattgegeben. In seinem Lebenslauf hebt Hollitscher hervor, dass diese Einstellung trotz seiner offensichtlichen politi-

schen Tätigkeiten erfolgte. Tatsächlich war er in London nicht darum bemüht, seine Aktivitäten zu verstecken. Diverse Publikationen etwa in der vom *Austrian Centre* herausgegebenen Exilzeitschrift *Zeitspiegel* bezeugen sein Engagement.

Dabei verschwamm auch die Grenze zwischen Partei und Psychoanalyse zusehends. So hielt Hollitscher 1941 einen Vortrag im *Freien Deutschen Kulturbund*, dem deutschen Pendant zum *Austrian Centre*, zur Einführung in die Psychoanalyse, dem im Folgejahr ein Vortrag über die Verbindung von Psychoanalyse und Soziologie folgte.<sup>10</sup> Eine in Buchform von Hollitscher publizierte Einführung in die Psychoanalyse für Soziologen

erschien 1947 in London und wurde die Jahrzehnte darauf mehrmals neu aufgelegt.<sup>11</sup> Nach Abschluss seiner Ausbildung wurde Hollitscher mit 6. Mai 1943 zum praktizierenden Analytiker.<sup>12</sup> Dorothy Burlingham, die Partnerin Anna Freuds, und Ella Freeman Sharp bildeten seine Kontrollanalytikerinnen während seiner bis zu sechs Stunden andauernden täglichen klinischen Tätigkeit.<sup>13</sup>

Nebst dieser klinischen Arbeit, jener als Bibliograf und den weitreichenden politischen Aufgaben, publizierte Hollitscher mehrere Beiträge zur Psychoanalyse, die sich vornehmlich mit ihrer Begrifflichkeit und wissenschaftlichen Logik auseinandersetzen<sup>14</sup> und, beispielsweise durch Otto Fenichel, durchaus positiv rezipiert werden.<sup>15</sup> Hollitschers Texte und Vorträge im *Austrian Centre* oder für das *Free Austrian Movement* (FAM) beschäftigen sich aber auch mit der Frage, wie nach dem Krieg eine österreichische Identität geschaffen werden könne, respektive was diese Identität bereits jetzt ausmache und von jener in Deutschland unterscheide. In diesen Zusammenhang ist auch sein 1945 publizierter Beitrag über Leben und Werk Sigmund Freuds zu einzuordnen, der in von Hermann Ullrich herausgegebenen Broschüre „Österreichische Wissenschaft. Essays, Biographien, Betrachtun-

gen“ im Rahmen der „Kulturellen Schriftenreihe des Free Austrian Movement“ erschien. Hollitscher beschreibt darin knapp Leben, Werk sowie zeit- und kulturgeschichtliche Hintergründe Freuds, kritisiert ihn darin allerdings zugleich. Grundlage seiner Kritik bildet eine angeblich fehlende historisch-materialistische Basis der psychoanalytischen Theorie bei Freud. Zu den anderen Beiträgern zählen unter anderem Erwin Schrödinger (Vorrede) und Engelbert Broda (über Ludwig Boltzmann). Mit dem Ende des Krieges neigte sich auch die Exilzeit Hollitschers ihrem Ende zu. Einem Antrag Hollitschers zur Ausreise nach Österreich wurde am 19. Jänner 1946 stattgegeben.<sup>16</sup>

### Zurück in Wien

Mit dem Fall des Hitlerfaschismus war der in Wien verbliebene Analytiker und Erzieher August Aichhorn darum bemüht, die zerschlagene WPV, immerhin Ursprung und früheres Zentrum der Psychoanalyse, wiederaufzubauen. Zu jenen Londonern, von denen er sich Hilfe erhoffte, zählte auch Walter Hollitscher. Aichhorn sah Hollitscher vor allem in der Rolle eines Vortragenden und eines wissenschaftlichen Mitarbeiters für die WPV.<sup>17</sup> Noch im Jänner 1946, also vor der Rückkehr Hollitschers Ende Februar, wurde die Auflösung der WPV offiziell widerrufen. Die Vereinigung nutzte anfänglich die Wohnung Aichhorns – Vereinsräumlichkeiten und private Räume allerdings blieben strikt getrennt – in der Wiener Rathausstraße 20.<sup>18</sup> Aichhorn dürfte zu dieser Zeit mit einer festen Eingliederung Hollitschers in die WPV gerechnet haben,<sup>19</sup> von dem es heißt, er wäre ein hervorragender Kenner der englischsprachigen analytischen Literatur und würde dieses Wissen gut in Wien integrieren können.<sup>20</sup> In einer Mitgliederversammlung der WPV am 18. Juli 1946 wurde Hollitscher als Teil der wissenschaftlichen Abteilung der WPV genannt.<sup>21</sup>

Bereits im Dezember 1945 konstatierte Anna Freud allerdings in London, dass Hollitschers politische Ambitionen deutlich größer seien als seine analytischen. Deshalb spiele er „nirgendwo eine Rolle in der Analyse“.<sup>22</sup> Der kommende Bruch Hollitschers mit der Analyse aus politischen Gründen wurde von Anna Freud zeitig antizipiert. Dies zeugt davon, wie wenig Hollitscher in London darum bemüht war, seine politischen Tätigkeiten vor der BPS zu verstecken. Bei den Feierlichkeiten zur Wiedereröffnung der

WPV am 10. April 1946 nahm Hollitscher als Vertreter der BPS teil und hielt hier eine Rede. Bereits vorab informierte er in einem Artikel in der ersten Ausgabe der von der KPÖ gegründeten Kultur- und Intellektuellenzeitschrift *Österreichisches Tagebuch* die LeserInnen über Sigmund Freud und die Wiedereröffnung der WPV.<sup>23</sup>

Abgesehen von der Einleitung, in der er die Wiedergründung der WPV erwähnt, ist der Artikel wortgleich mit jenem Buchbeitrag, den Hollitscher im Jahr davor für das Londoner *Free Austrian Movement* verfasst hatte. Es ist durchaus bemerkenswert, dass ein in dieser Frühphase der neuerrichteten WPV nicht unwesentliches Mitglied, publizistisch nicht nur die WPV bewirbt, sondern zugleich ganz fundamentale Kritik an der Psychoanalyse selbst übt. Das Verhältnis der Tagebuch-Redaktion, zu welcher Hollitscher gehörte, zur WPV und zur Analyse insgesamt wurde bereits in den kommenden Monaten spürbar kühler.<sup>24</sup> Erste Kurse durch die WPV waren mit bis nahezu 200 Angemeldeten gut besucht, und es entstand der Bedarf, die Einführungskurse in die Analyse in verschiedene Gruppen aufzuteilen.

Hollitscher führte 1946 Interessierte mit akademischem Hintergrund in die Psychoanalyse ein.<sup>25</sup> Spannungen Hollitschers mit anderen WPV-Mitgliedern dürfte es in dieser Zeit bereits gegeben haben. Nebst dem Widerspruch zwischen Hollitschers analytischer und politischer Arbeit begegnete man ihm zunehmend kritisch. August Aichhorn und Kurt Eissler, mit dem Hollitscher kurzzeitig gemeinsam während ihrer Flucht in der Schweiz war, tauschten sich im Juni 1946 über Hollitschers Charakter aus, der beiden undurchsichtig und für die Tätigkeit in der WPV nicht ganz passend erschien.<sup>26</sup> Auch Willi Hoffer sprach in einem Brief an Anna Freud vom Misstrauen zwischen Aichhorn und Hollitscher. Grund dafür dürfte Hollitschers unzureichende Kommunikation darüber gewesen sein, dass er plane, einem Lehrauftrag in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands nachzukommen und nicht, wie angekündigt, bei der WPV in Wien zu bleiben.<sup>27</sup> Hollitscher wiederum dürfte sein Misstrauen gegenüber anderen Mitgliedern artikuliert haben und sich selbst damit keinen Gefallen getan haben.<sup>28</sup>

1947 kam es zum Bruch zwischen Hollitscher und der WPV, die er im selben Jahr verließ, auch wenn er noch 1948 auf Mitgliederlisten geführt wurde. Mit

Freud und der Psychoanalyse sollte sich Hollitscher in den kommenden Jahren noch durchaus positiv, wenn auch kritisch, auseinandersetzen. Ein Beitrag über die Psychoanalyse in der 1951 in der DDR veröffentlichten Aufsatzsammlung „...Wissenschaftlich betrachtet...“ zeugt neben vielen weiteren kleinen Texten davon.<sup>29</sup> Erst 1953, im Rahmen einer großangelegten Pawlow-Tagung in der DDR, verurteilte Hollitscher die Psychoanalyse in toto. Ihr Fundament sei in liberaler, bürgerlicher Ideologie verankert, weshalb die Analyse insgesamt abzulehnen wäre.<sup>30</sup> Eine überraschend simple Argumentation für einen doch profunden Kenner analytischer Literatur, der gewiss auch Wilhelm Reich – um nur ein Beispiel zu nennen, die Analyse (links-)politisch nutzbar zu machen – und die Schriften anderer politisch ambitionierter Analytiker gelesen haben muss.

#### Anmerkungen:

1/ Vgl. Hans-Christoph Rau: Verdächtig. Gedemütigt. Ausgewiesen. Erinnerung an ein Philosophenschicksal aus dem Jahre 1953 – zum 100. Geburtstag von Walter Hollitscher, in: *Neues Deutschland*, 14.5.2011.

2/ Vgl. Walter Hollitscher: Kurzfassung des (bisherigen) Lebenslaufes, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität Leipzig*. Gesellschaftswissenschaftliche Reihe, 30. Jg. (1981), Nr. 2, S. 111–116, hier S. 112.

3/ Vgl. Archiv des Freud Museums London, WPV/01/118, Walter Hollitscher an Anna Freud, 19.3.1936.

4/ Vgl. ebd., WPV/01/117, Edward Bibring an Walter Hollitscher, 29.3.1936.

5/ Im Londoner Archiv der *British Psychoanalytical Society* ist ein Brief Anna Freuds an Ernest Jones vom 4. Mai 1938 erhalten, in dem sie Hollitscher den Londonern für wissenschaftliche Hilfstätigkeiten empfiehlt.

6/ Walter Hollitscher an Otto Neurath, o.D. [1937], abgedruckt in Peter Goller/Gerhard Oberkofler: Walter Hollitscher. Briefwechsel mit Otto Neurath (1934–1941), in: Hans Hautmann (Hg.): Die Alfred Klahr Gesellschaft und ihr Archiv. Beiträge zur österreichischen Geschichte des 20. Jahrhunderts. Wien 2000 (Quellen & Studien), S. 119–209, hier S. 174.

7/ Ebd. S. 132f.

8/ Ebd., S. 133, 178 und 192.

9/ Vgl. National Archives (London), KV2/2990, Security-Service-Akten über Walter Hollitscher.

10/ Vgl. ebd., Bericht vom 2.2.1941 und 26.5.1942.

11/ Walter Hollitscher: Sigmund Freud. An Introduction. A Presentation of his Theory, and a Discussion of the Relationship between Psychoanalysis and Sociology. London: Kegan Paul,

Trench, Trubner & Co. 1947.

12/ Vgl. National Archives, KV2/2990, Bericht vom 26.7.1943.

13/ Vgl. Willi Hoffer an August Aichhorn, 3.2.1946, in: Thomas Aichhorn: Zur Wiedereröffnung der WPV und zur Präsidentschaft August Aichhorns – 1946-1949. <https://www.psyalpha.net/de/aichhorn-t-zur-wiedereroeffnung-der-wpv-und-zur-praesidentschaft-august-aichhorns-1946-1949> [1.9.2024].

14/ Vgl. Kurt Eissler: Medical orthodoxy and the future of Psychoanalysis. New York 1965, S. 564.

15/ Vgl. ebd., S. 301.

16/ National Archives, KV2/2991, Security Service Akten zu Walter Hollitscher.

17/ Vgl. August Aichhorn an Kurt Eissler, 17.3.1946, in: Thomas Aichhorn (Hg.): „Die Psychoanalyse kann nur dort gedeihen, wo Freiheit des Gedankens herrscht.“ Anna Freud / August Aichhorn. Briefwechsel 1921–1949. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel 2012, S. 146.

18/ Vgl. ebd., S. 147.

19/ Er selbst dürfte bereits in London davon gesprochen haben, in Wien eine Rolle beim Wiederaufbau spielen zu wollen. Vgl. ebd., S. 181.

20/ Vgl. ebd.

21/ Vgl. ebd., S. 154.

22/ Ebd., S. 181

23/ Vgl. Walter Hollitscher: Sigmund Freud, in: *Österreichisches Tagebuch*, Nr. 1, 6.4. 1946, S. 11f.

24/ So wurde in der Ausgabe Nr. 17 des *Tagebuchs* in einer ungezeichneten Glosse die WPV bzw. ein durch sie veranstalteter Vortrag der faschistischen Ideologie nahegerückt. Kommentar und Richtigstellung durch die WPV erfolgten in der Ausgabe Nr. 19.

25/ Vgl. August Aichhorn an Heinz Kohut, 21.7.1946, in: Aichhorn: Wiedereröffnung.

26/ Vgl. August Aichhorn an Kurt Eissler, 5.6.1946 und dessen Antwort vom 24.6.1946, in: Aichhorn (Hg.): Psychoanalyse, S. 182.

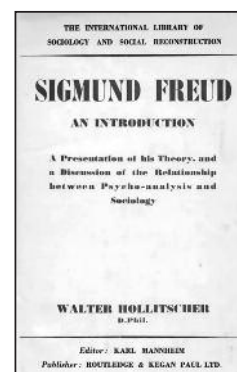
27/ Willi Hoffer an Anna Freud, 24.3.1946, in: ebd.

28/ Vgl. Robert Hans Jokl an Jan Frank, 1.8.1951, in: Aichhorn: Wiedereröffnung.

29/ Walter Hollitscher: ... Wissenschaftlich betrachtet ... Vierundsechzig gemeinverständliche Aufsätze über Natur und Gesellschaft. Berlin: Aufbau-Verlag 1951, S. 335–344.

30/ Walter Hollitscher: Die Philosophische Bedeutung der Lehren Pawlows, in: Tagungs-

Bericht der Pawlow-Tagung. Leipzig 15./16. Januar 1953, veranstaltet vom Ministerium für Gesundheitswesen und Staatssekretariat für Hochschulwesen der DDR. Berlin: Volk und Gesundheit 1953, S. 126–143.



# Die „Prenninger“

## Ein Stück steirischer Widerstands- und Kulturgeschichte

Kurz vor seiner Hinrichtung bat Herbert Eichholzer am 6. Dezember 1942 in einem Brief „die Prenninger, sowie alles was da malt und bildhauert und baut und somit Positives schafft“, zu grüßen. Die „Prenninger“ waren die Feuerlöscher-Geschwister (Herbert, Eva, Lily und Anna) und ein Kreis von Künstlern und Intellektuellen (Ernst Fischer, Axl Leskoschek, Herbert Eichholzer, Kurt Neumann u.a.) um sie, die sich seit Anfang der 1930er Jahre im Haus der Papier- und Pappdeckelfabrik Feuerlöscher in Prenning trafen. Das Haus wurde ein Ort des kulturellen aber auch politischen Aufbruchs und des Widerstands gegen den Austrofaschismus und Nationalsozialismus.

Sie kannten sich alle aus Graz, wo sie in unmittelbarer Nachbarschaft in teils bürgerlichen Familien aufwuchsen und sich in der politischen und kulturellen Aufbruchsstimmung nach dem Ersten Weltkrieg von ihren zumeist großdeutschen Wurzeln entfernten. Sie schlossen sich der Sozialdemokratischen Partei an, wo sie gegen Ende der 1920er Jahre teils führende Funktionen innerhalb der Linken einnahmen, ehe sie sich nach den Februarkämpfen 1934 der seit einem Jahr illegalen KPÖ anschlossen. Der Aufbruch war aber nicht nur politisch, sondern auch kulturell: So gehörten einige Anfang der 1920er Jahre zu den Mitbegründern der Vereinigung *Freiland. Bund werktätiger Künstler und Kunstfreunde* und der *Sezession Graz*.

Einige der „Prenninger“ waren Anfang der 1930er Jahre in den politischen Auseinandersetzungen in der Steiermark teilweise führend aktiv: So gehörten Neumann und Eichholzer der von Ernst und Otto Fischer in Graz gegründeten *Jungfront* an, die sich rasch zur Linksopposition innerhalb der Sozialdemokratie entwickelte und regelmäßig die Parteiführung wegen ihrer zögerlichen Haltung gegenüber dem Faschismus angriff und 1933 den Kampf gegen die „Diktatur des Faschismus“ forderte. Als am 12. Februar 1934 in Linz die Kämpfe begannen, verfasste Kurt Neumann um die Mittagszeit die letzte Ausgabe des *Arbeiterwillen* mit dem Aufruf: „Alarm. Alles heraus zum Endkampf gegen den Faschismus! Generalstreik in ganz Österreich ausgerufen!“

Die „Prenninger“ kämpften an verschiedenen Orten: Ernst Fischer in Wien

im Umfeld der Parteiführung, Leskoschek, Eichholzer und Neumann in Graz. Während Fischer Anfang März nach Prag und von dort weiter nach Moskau ging und nach seinem Übertritt zur KPÖ ins Zentralkomitee gewählt wurde und die KPÖ ab 1935 im Exekutivkomitee der Komintern vertrat, ging Neumann nach Wien, wo er bis Mai 1935 gemeinsam mit Erwin Zucker-Schilling die illegal erscheinende *Rote Fahne* herausgab, ehe er ins französische Exil ging und im Umfeld der von Willi Münzenberg im Auftrag der Komintern gegründeten Vereinigungen und Organisationen tätig wurde. Er kehrte 1936 wieder nach Österreich zurück, um hier im Sinne der neuen politischen Ausrichtung der KPÖ für ein breites Bündnis im Kampf gegen das nationalsozialistische Deutschland aktiv zu werden. Der zeitweise in Prenning untergetauchte Axl Leskoschek wurde im Frühjahr 1935 politischer Leiter des Kreises Graz der KPÖ, ehe er im November 1935 nach Brno (Brünn) fliehen musste, wo er als Redakteur der *Roten Fahne* aktiv wurde. Anfang Februar 1936 kehrte er mit einem gefälschten Pass nach Wien zurück, wo er Ende März 1936 festgenommen und ins Anhaltelager Wöllersdorf überstellt wurde.

Gegen Ende des austrofaschistischen Ständestaats beteiligten sich Herbert Eichholzer und Herbert Feuerlöscher im März 1938 führend innerhalb der *Sozialen Arbeitsgemeinschaft*, einer legalen Plattform der Linken innerhalb der *Vaterländischen Front*, gegen den drohenden Anschluss an NS-Deutschland. Sie riefen mit Flugblättern die Arbeiter und Angestellten auf, mit „Ja“ für ein „freies, unabhängiges und soziales Österreich“ bei der von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg für den 13. März 1938 geplanten Volksbefragung zu stimmen. Zur Volksbefragung ist es letztlich durch die Machtübernahme der Nationalsozialisten am 12. März nicht mehr gekommen. Neumann floh noch am gleichen Tag nach Prag, von wo er im Mai 1938 mit der Führung der KPÖ nach Paris ging und später von dort in die USA emigrieren konnte.

Axl Leskoschek und Herbert Eichholzer flohen zunächst in die Schweiz. Während Leskoschek vorerst hier blieb und einen Auslandsstützpunkt der KPÖ betrieb, ehe er aufgrund der Verschärfungen gegenüber den Exilierten im No-

vember 1940 nach Brasilien emigrierte, fuhr Eichholzer bald nach seiner Ankunft in Zürich weiter nach Paris, von wo er im November 1938 nach Istanbul ging. Im Sommer 1939 floh auch der Leiter der Papierfabrik in Prenning, Herbert Feuerlöscher, nach Istanbul, wo er – nachdem Eichholzer im Frühjahr 1940 im Auftrag Führung der KPÖ wieder zurück nach Graz gegangen war, um hier im Widerstand gegen das NS-Regime tätig zu werden – Eichholzers Funktion als Leiter der KPÖ in Istanbul übernahm. Feuerlöscher war in Istanbul aber nicht nur der Leiter der KPÖ und Verbindungsmann zur Komintern, er arbeitete – mit Wissen der Komintern – ab Anfang 1941 auch für den britischen Kriegsgeheimdienst SOE in der Türkei und in Palästina. Bereits im Dezember 1940 hatte Feuerlöscher Margarete Schütte-Lihotzky als Kurierin nach Wien geschickt, wo sie – wie auch Herbert Eichholzer im Februar 1941 verhaftet wurde. Eichholzer hatte nach seiner Rückkehr nach Graz auftragsgemäß eine neue Widerstandsorganisation der KPÖ in der Steiermark aufgebaut, der auch Anna Feuerlöscher angehörte. Während Eichholzer 1942 zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, verurteilte der Volksgerichtshof Anna Feuerlöscher zu sechs Jahren Zuchthaus, die sie zeitweise gemeinsam mit Schütte-Lihotzky in einer Zelle zubrachte.

Nach der Befreiung kehrten Herbert und Anna Feuerlöscher aus dem Exil bzw. der Haft wieder nach Prenning zurück, wo sie bis 1966 die während der NS-Zeit stillgelegte Fabrik betrieben. Hier trafen sich aber auch wieder die alten Freunde und Genossen, wie Axl Leskoschek, Otto und Ernst Fischer, der am 31. Juli 1972 in Prenning starb. Judith Eiblmayr, Günter Eisenhut, Eugen Groß, Heimo Halbrainer, Gottfried Mühlbacher, Peter Pirker und Karl Wimpler erzählen in einem reich bebilderten Buch deren Geschichte und die des kulturellen und politischen Aufbruchs, des Widerstands in Österreich und im Exil.

**HEIMO HALBRAINER**

*Heimo Halbrainer (Hg.): Die Prenninger. Ein Beitrag zur steirischen Kultur- und Widerstandsgeschichte. Graz: CLIO 2023, 152 S., 28 Euro*

Bestellungen: [verlag@clio-graz.net](mailto:verlag@clio-graz.net)

*Ernst Fischer: So kann man nicht leben!*, hg. von Jürgen Egyptien. Graz: CLIO 2024, 246 S., 25 Euro

„So kann man nicht leben!“ Unter diesem Titel erschien vor einigen Monaten im Grazer CLIO-Verlag ein belletristisches Werk des bekannten Politikers, Journalisten und Schriftstellers Ernst Fischer (1899–1972). Fischer verfasste den Roman Mitte der 1920er Jahre. Eigentlich hätte er also schon knapp ein Jahrhundert früher in die Buchläden wandern sollen. Eine bemerkenswerte Verspätung, die der Autor in seiner 1969 erschienenen Autobiografie („Erinnerungen und Reflexionen“) so erklärt: Stefan Zweig hätte ihm 1930 geraten, „irgendwo am Mittelmeer“ den Roman zu Ende zu schreiben. Zweig war damals bereits mehr als arriert, einer der hellsten Sterne am europäischen Literaturhimmel. Und ausnehmend geschäftstüchtig. Nicht zuletzt deshalb nannte ihn die Konkurrenz neidisch-spöttisch „den Erwerbszweig“. Zweig achtete allerdings nicht nur auf das eigene, ausgewogene Budget, er schaute auch auf andere. Daher organisierte er flugs für den vielversprechenden Literaturkollegen das nötige Reisegeld, einen Vorschuss beim S. Fischer Verlag.

Ernst Fischer vollendete auftragsgemäß den Roman, der gleichnamige Verlag lehnte diesen allerdings überraschend brüsk ab: „Zu links“, lautete der Befund. Fischer suchte Alternativen, doch auch bei anderen Verlagen, so der Literaturwissenschaftler Jürgen Egyptien in seinem kundigen Nachwort, hielt sich die Euphorie in Grenzen. „Zu negativ“, urteilte der Lektor bei Kiepenheuer. „Dass man so nicht leben kann, wissen alle. Schreiben Sie, wie man leben soll. Dann melden Sie sich wieder.“

Der Malik-Verlag, nächster Versuch, navigierte offensichtlich in einem politisch entgegengesetzten Koordinatensystem. Keine Rede von „zu links“, ganz im Gegenteil: In Fischers fiktiver Stadt Schlammburg – unschwer als die steirische Landeshauptstadt Graz zu identifizieren – gäbe es, so die Kritik, überhaupt kein Proletariat! Keine Arbeiterklasse, detto auch keinen Klassenkampf. Ein linker Roman ohne Klassenkampf, wer liest denn sowas? Doch ein guter Verlagslektor weiß Abhilfe. Wenn schon „zu wenig links“, weil am Arbeiterelend vorbei, so könne man doch die Lücke zum Programm machen: „Nennen Sie das Buch“, riet der findige Mann, offenbar von Hugo Bettauer inspiriert, „Stadt

ohne Arbeiter!“ Bettauer hatte ziemlich exakt zur Entstehungszeit von Fischers erstem Entwurf, 1924, den aufsehen-erregenden Roman „Stadt ohne Juden“ veröffentlicht. Nur „einige Korrekturen, dann klappt’s!“

Es klappte dann doch nicht. Erst kamen die Austrofaschisten und Nationalsozialisten, dann Fischers Jahre der Emigration. Das Manuskript zu „So kann man nicht leben!“ ging verloren – das glaubte zumindest der Autor. Tatsächlich sind nun wesentliche Teile des Romans wieder aufgetaucht. Im Nachlass, den Fischers erste Ehefrau Ruth Mayenburg dem Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien übergeben hat, findet sich ein Konvolut mit 32 getippten und 155 handschriftlichen Blättern. Daraus montierte Herausgeber Jürgen Egyptien für den CLIO-Verlag ein gut lesbares, spannendes „Romanfragment“, das tiefe Einblicke in die Lebenswelten der Zwischenkriegszeit gewährt.

Einmal mehr hat der CLIO-Verlag mit dem umtriebigen Zeithistoriker und Anchorman Heimo Halbrainer ein vergessenes oder verschollen geglaubtes, jedenfalls aber höchst wertvolles Stück Literatur an das Licht der Öffentlichkeit gehoben. Texte von Autoren wie Richard Zach, der seine Gedichte mit Kassibern in der Wäsche aus dem Gefängnis geschmuggelt hat, zählen nicht zuletzt aufgrund dieses engagierten Bemühens mittlerweile zum Kanon der österreichischen Literatur. 1942 ließ der nationalsozialistische Unrechtsstaat den Lehrer, Widerstandskämpfer und Dichter in Berlin-Plötzensee hinrichten. Ein weiteres Beispiel ist das Buch „Gefangen zwischen zwei Kriegen“ von Kurt Neumann, wie Fischer Mitglied der *Sozialistischen Jungfront*, der exponierten Linken innerhalb der Sozialdemokratie und Redakteur des Grazer *Arbeiterwillen*. Das Manuskript wurde in einer Garage in Kalifornien, Neumanns Exil, aufgefunden. Heimo Halbrainer hat es gemeinsam mit Christian Teissl 2012 veröffentlicht.

Worum geht es in Fischers „Schlüssel- und Stationenroman“? Vitus Schuster, Alter Ego des Autors, setzt seinem konservativen Vater Franz ein neues, „modernes“ Lebensmodell entgegen: „Genuss statt Pflicht.“ Dieser, nicht Oberst wie Fischers wirklicher Vater, sondern Obermedizinalrat und trotz patriarchalen Selbstverständnisses mit sympathischer Empathie für den Sohn ausgestattet, gibt Kontra: Der hedonistische, unernste Lebensentwurf der jungen Generation führe ins Verderben, den einzelnen eben-

so wie die gesamte Gesellschaft. Und er warnt Vitus mit jenen Worten, die letztlich zum Romantitel werden: So wie Sohnmann sich das vorstellt, „so kann man nicht leben!“

Ernst Fischers Roman ist eine expressionistische, atemlose vorwärtsdrängende Aufzählung, das pralle Leben zieht vorüber in einer rasanten Aneinanderreihung von Bällen, Partys, Gesprächen, Vernehmungen, Protokollen – und vor allem Paarungsszenen. Sex and Crime in Schlammburg, überschreibt Jürgen Egyptien treffend seine Nachbetrachtung zu diesem Reigen. Thema und Form überraschen nicht, Arthur Schnitzlers gleichnamiges Stück war der Skandal schlechthin, in dieser ohnehin überaus empörungsauffälligen Atmosphäre des politischen Katholizismus.

Florian Illies hat vor einigen Jahren mit „Liebe in Zeiten des Hasses“ Ähnliches versucht. Bei ihm geben allerdings weniger die Personen als die historischen Ereignisse die Abfolge vor. Doch beiden Autoren ist die Liebe als zentrales Thema gemeinsam: eine knisternde Erotik im besten Fall, gelangweilter Sex im weniger guten.

Zweimal bemüht Ernst Fischer, das gehört offenbar zum guten Ton progressiver Literatur, die Heilige Schrift. Das „Hohe Lied des Salomon“ wird das eine Mal zu „Das hohe Lied: Kurt und Eva“, das anderen Mal zu „Das hohe Lied: Hein und Hedda“. In beiden Fällen führt das Date zum gewünschten Ziel, in die körperliche Vereinigung des Paares. Erotik und Sexualität werden zum sakralen Hochamt, zur entgrenzenden Erfahrung. Die Individuen verschmelzen zu einem. „Die Züge der Frau verschwimmen, ihre Worte zerbröckeln, alles Persönliche ist erloschen.“

Die Ich-Überschreitungen im Erotischen korrespondieren freilich mit den Ich-Überschreitungen des Individuums zum politischen Kollektiv. Mit scharfen Strichen skizziert Fischer die geradezu erotisch-emotional aufgeladene Polit-szene der steirischen Provinz. Fischers Figuren sind leicht zu identifizieren, allen voran Jakob Ahrer und Leopold Meidner, im wirklichen Leben der präfaschistische Landeshauptmann Anton Rintelen und sein sozialdemokratisches Gegenüber Reinhard Machold.

Die Politik kommt in diesem Roman also keineswegs zu kurz, ist aber nicht Fischers zentrales Anliegen. „So kann man nicht leben!“ ist ein Frühwerk. Die Sozialisation des Autors vom linken Sozialdemokraten, dann Kommunisten,

unbeirraren Stalinisten und Anti-Titoisten und schließlich, nach der Niederschlagung des Prager Frühlings im August 1968 durch den sowjetischen „Panzerkommunismus“, zum geläuterten „unabhängigen Marxisten“ hat eben erst begonnen.

Illies hat als Angelpunkt seiner Zeitreise durch die Zwischenkriegszeit keine Provinzstadt, sondern das mondäne Berlin gewählt. Bei Fischer ist es eben Graz, die den wenig schmeichelhaften Namen „Schlammberg“ verpasst bekommt. Der Name wäre allerdings auch für Großstädte wie Berlin oder Wien zutreffend. In den Brüchen zwischen Moderne und geistiger Rückständigkeit, zwischen Autoritarismus und Demokratie, zeigt sich immer wieder recht deutlich, dass man den Begriff „Provinz“ – sie sei „Mord an der Seele“, klagt der Dichter Bruno Kleindienst im Roman – von plumpen Zuordnungen wie Land, Stadt oder Metropole entideologisieren sollte. Schlammberg ist überall!

**WERNER ANZENBERGER**

*Busch singt. Konrad Wolfs letzter Film. Die DEFA-Kinofassung auf DVD. Mit Material zum Projekt, hg. von der DEFA-Stiftung, Ernst Busch-Gesellschaft und Friedrich-Wolf-Gesellschaft. Berlin: Edition Bodoni 2024, 112 S. plus DVD, 34 Euro*

1981/82, ein bzw. zwei Jahre nach dem Tod des Arbeitersängers und Schauspielers Ernst Busch, produzierte das DDR-Fernsehen – in Kooperation mit der Akademie der Künste der DDR und unter der künstlerischen Leitung von Konrad Wolf – eine sechsteilige Chronik mit dem Titel „Busch singt“. Wolf war mit Busch seit der Kindheit bekannt. Er wollte seinem Freund nicht nur ein filmisches Denkmal setzen, sondern „durch die Lieder, die Ernst Busch gesungen hat, die revolutionären Kämpfe der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wie eine tönende Chronik lebendig“ machen, wie er im April 1981 schrieb. Konrad Wolf steckte noch in den Arbeiten zu diesem Dokumentarfilmprojekt, als er im März 1982 – im Alter von 56 Jahren – verstarb. Die Chronik wurde nach Wolfs Tod von Kollegen und Freunden – u.a. von den Regisseuren Peter Voigt und Erwin Burkert – vollendet und im November 1982 auf der Internationalen Dokumentar- und Kunstfilmwoche in Leipzig uraufgeführt. Im April 1985 wurde der sechsteilige Film an drei Abenden auch im von der KPÖ organisierten *Kommunis-*

*tischen Kulturkreis* in der Wiener Gußhausstraße gezeigt.

Die Schallplatten von Ernst Busch mit etwa 220 Liedern wurden schon vor mehr als 20 Jahren vom BARBAROSSA-Musikverlag auf 15 CDs wiederveröffentlicht (fünf CDs mit Originalaufnahmen des *Lied der Zeit*-Labels aus den Jahren 1946 bis 1953 sowie zehn CDs aus der *Aurora*-Reihe – der „Chronik in Liedern, Balladen und Kantaten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ – der 1960er und 1970er Jahre). Durch diese neu aufgelegten Tondokumente bleibt einer der kostbarsten Schätze der sozialistischen Kunst weiter im öffentlichen Gedächtnis präsent. 42 Jahre nach ihrer Erstausstrahlung erscheint nun auch die Dokumentation „Busch singt“ erstmalig auf DVD. Damit wird ein weiteres Großprojekt der DDR-Kulturgeschichte, das die Liedchronik von Ernst Busch zu einer Filmchronik erweiterte, einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Die Bemühungen der Ernst Busch-Gesellschaft, die Filmreihe zu veröffentlichen, gehen auf das Jahr 2021 zurück. Zu diesem Zeitpunkt waren bereits alle anderen Spielfilme von Konrad Wolf auf DVD im Handel zu bekommen. Die Ernst Busch-Gesellschaft hat in weiterer Folge sowohl die Friedrich-Wolf-Gesellschaft als auch die DEFA-Stiftung, die die Restaurierung des Films veranlasst hat, als Partnerin für ihr Projekt gewonnen. Ein kleiner Wermutstropfen besteht darin, dass nicht die gesamte sechsteilige TV-Produktion veröffentlicht werden kann, sondern „nur“ die kürzere Kinofassung. Die sechs Teile von „Busch singt“ sind knapp fünfeinhalb Stunden lang. Die Serie rekonstruiert anhand der Lebensstationen von Ernst Busch eine Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der DDR, mit den einschneidenden Ereignissen der Oktoberrevolution, der Weimarer Republik und ihres Übergangs zum „Dritten Reich“, dem Spanischen Bürgerkrieg und dem Zweiten Weltkrieg. Aus urheberrechtlichen Gründen war es leider nicht – wie zunächst beabsichtigt – möglich, die vollen fünfeinhalb Stunden der Chronik zu veröffentlichen. Aufgrund der Fülle an Abbildungen, Filmausschnitten und Musikstücken war es nicht möglich, alle die Rechte betreffenden Fragen zu klären. Als DVD liegt nun vielmehr die kürzere DEFA-Kinofassung von „Busch singt“ vor. Diese zweistündige Kinoversion umfasst die Teile 3 („1935 oder Das

Fass der Pandora“) und 5 („Ein Toter auf Urlaub“) der sechsteiligen Fernsehreihe. Die beiden von Konrad Wolf selbst fertiggestellten Teile spannen den Bogen vom Beginn des „Dritten Reiches“ bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Wolf begibt sich filmisch auf die Spuren von Busch in den Internierungslagern Südfrankreichs, ins Zuchthaus Brandenburg bis ins befreite Berlin im Mai 1945. Die Bild- und Filmcollage des antifaschistischen Kampfes wird stets verwoben mit Liedern aus der Feder von Hanns Eisler, Johannes R. Becher, Bertolt Brecht, Erich Weinert und Paul Dessau.

„Busch singt“ wird als Begleit-DVD einer wissenschaftlichen Publikation veröffentlicht. Die darin enthaltenen Beiträge von Jürgen Schebera, Carmen Bärwaldt und Hans-Eckhardt Wenzel bieten wissenschaftliche und essayistische Zugänge zu „Busch singt“.

Der Musikhistoriker Jürgen Schebera, bekannt als Eisler-Experte, der sich auch mit Ernst Busch intensiv beschäftigt hat, war schon 1982 als Autor in der Begleitpublikation des Films vertreten. Er beschreibt Ernst Busch in seinem Beitrag als „ein Stück Musikgeschichte des 20. Jahrhunderts“ und „Höhepunkt proletarischer Kunst“.

Carola Schramm, die Vorsitzende der Ernst Busch-Gesellschaft, führte ein Interview mit Carmen Bärwaldt, die als Regieassistentin zum Produktionskollektiv von „Busch singt“ gehörte. Sie war damals zuständig für die Recherche und Beschaffung historischen Bildmaterials. Bärwaldt liefert im Gespräch mit Schramm Einblicke in den damaligen Produktionsprozess und die Arbeitsweise von Konrad Wolf, für den die künstlerische Leitung eines Dokumentarfilms Neuland darstellte.

Der auch hierzulande als Musiker und Sänger bekannte Hans-Eckardt Wenzel zählt seit der (gemeinsam mit Antje Vollmer) im Jahr 2019 veröffentlichten Biographie „Konrad Wolf – Chronist im Jahrhundert der Extreme“ zu den führenden Wolf-Experten. Sein Essay über Konrad Wolf und Ernst Busch macht erfahrbar, wie sich die Lebenswege der beiden Kommunisten überschneiden. Ein Anhang mit filmographischen und bibliographischen Angaben zu Busch und Wolf beschließt den Band.

Es bleibt zu hoffen, dass durch die Veröffentlichung dieser politischen Dokumentation das Interesse an den beiden Protagonisten, an Ernst Busch und Konrad Wolf, weiter belebt werden wird.

**MANFRED MUGRAUER**

Anita Mayer-Hirzberger/Cornelia Szabó-Knotik (Hg.): *Zur Russischen Stunde der RAVAG (1945–55). Ein Kapitel österreichischer Radiogeschichte.* Wien: Hollitzer Verlag 2023 (Anklaenge. Wiener Jahrbuch für Musikwissenschaft 2022/2023), 206 S., 40 Euro

2018 übergab das Archiv der KPÖ dem Institut für Musikwissenschaft und Interpretationsforschung der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien (mdw) ca. 1.500 Tonbänder mit Aufnahmen der „Russischen Stunde“ der RAVAG, die von 1945 bis 1955 in Radio Wien ausgestrahlt wurde, als Dauerleihgabe. Die Bänder werden seither von Mitarbeiterinnen des Instituts ausgewertet und mit Hilfe der Österreichischen Mediathek digitalisiert. Perspektivisch werden die Digitalisate auch der Forschung zugänglich gemacht werden. Die Tonaufnahmen umfassen nicht-musikalische Sendungen wie Reden und Vorträge, Lesungen und Buchkritiken, politische Beiträge, Unterhaltungsmusik, Volksmusik, politische Musik bishin zu Opern und Aufnahmen des Orchesterrepertoires. Über die Bänder im KPÖ-Archiv hinaus sind keine weiteren Tondokumente der „Russischen Stunde“ erhalten geblieben. Damit verfügt das Institut für Musikwissenschaft und Interpretationsforschung der mdw nunmehr über wesentliche Audio-Quellen zur Rundfunkpolitik der sowjetischen Besatzungsmacht in Österreich.

Die „Russische Stunde“ war eine seit 1945 regelmäßig ausgestrahlte Sendung der RAVAG, deren Hauptzweck darin bestand, den österreichischen HörerInnen Informationen über die Sowjetunion in den Bereichen Politik, Literatur und Musik zu liefern. Die „Russische Stunde“ wurde von den sowjetischen Stellen angeleitet und von der KPÖ als ein wichtiges Medium ihrer Informationspolitik genutzt. In den 1950er Jahren wurde die Sendezeit des Programms auf neun bzw. 16 Stunden pro Woche ausgeweitet.

Im aktuellen *Wiener Jahrbuch für Musikwissenschaft* wird nun eine Zwischenbilanz der Aufarbeitung dieser Quellen geboten. Es finden sich darin zahlreiche Beiträge zur Geschichte und Struktur, zu den Programminhalten und Auseinandersetzungen in und um die „Russische Stunde“, die zu einem Schauplatz des kulturellen Kalten Krieges in Österreich wurde. Die Sendung brachte neben politischer Information ein weit gefächertes Kulturprogramm. Insbesondere das Musikprogramm, das auch be-

deutende Eigenproduktionen umfasste, stellt einen wichtigen Beitrag zum Musikgeschehen im ersten Nachkriegsjahrzehnt in Österreich dar.

Der Sammelband enthält Beiträge von Wolfgang Mueller (über die sowjetische Rundfunkpolitik in Österreich zur Zeit der Besatzung), von Manfred Mugrauer (über die Personalpolitik der KPÖ in der „Russischen Stunde“), von Hannes Heher (Hanns Eisler und die „Russische Stunde“), von Anita Mayer-Hirzberger über Volksmusik im Umfeld der KPÖ und weitere Beiträge über verschiedene Aspekte des Musikprogramms, wie etwa das 1950 etablierte Opernstudio der „Russischen Stunde“ (Melissa Hirzberger) und den Stellenwert von Unterhaltungsmusik im Programm (Manfred Permoser).

Manfred Mugrauer zeigt in seinem Beitrag, dass die Kultur- und Informationspolitik der sowjetischen Besatzungsmacht für die KPÖ nicht nur propagandistische Anknüpfungspunkte bot, sondern auch Arbeitsplatz- und Wirkungsmöglichkeiten für kommunistische Parteimitglieder. Ab 1947 war die KPÖ in der Lage, unter der Leitung von Franz Bönsch bzw. Felix Kreissler die Personalpolitik der „Russischen Stunde“ zu kontrollieren. So waren 1951 23 von 25 Angestellten der Abteilung Mitglied der KPÖ, darunter u.a. Selma Steinmetz, Heinz Markstein, Hans Friedmann, Manfred Scheer, Robert Benisch und Lisa Kopleng (Markstein).

Während die Beiträge durchwegs einer objektiven wissenschaftlichen Darstellung und Analyse verpflichtet sind, ist der Beitrag von Wolfgang Mueller (Professor am Institut für osteuropäische Geschichte der Universität Wien) von antikommunistischer Voreingenommenheit im Stile des Kalten Krieges geprägt. Es ist Mueller auch nicht zu blöd, in einer Fußnote den ÖGB dafür zu kritisieren, dass er 2015 die Putschlüge über den Oktoberstreik des Jahres 1950 offiziell zurückgenommen hat.

Darüber hinaus wird über die Aufarbeitung der Nachlässe von Heinz Hollitscher, der ab 1951 die Musikabteilung der „Russischen Stunde“ leitete, und von Jenö Kostmann, politischer Kommentator der „Russischen Stunde“, berichtet (Beitrag von Christoph Hubner). Beide Nachlässe befinden sich im Archiv der KPÖ, stehen aber dem Institut und dem Dokumentationsarchiv Funk als Kopien zur Verfügung. Hilfreich ist das umfassende Personenregister in diesem Band.

MICHAEL GRABER

## Neuerscheinung

Manfred Mugrauer: *Widerstand und Verfolgung in Rudolfsheim-Fünfhaus 1938-1945. Eine Dokumentation*, hg. vom Museumsverein Rudolfsheim-Fünfhaus in Kooperation mit dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes  
Wien 2024, 231 S., 10 Euro

Wien war in den Jahren der NS-Diktatur ein Zentrum des antifaschistischen Widerstands. Die meisten organisierten



Manfred Mugrauer

WIDERSTAND UND  
VERFOLGUNG IN  
RUDOLFSHEIM-FÜNFHAUS  
1938 – 1945

Eine Dokumentation

Widerstandsgruppen gehörten der ArbeiterInnenbewegung und in zweiter Linie dem konservativen bzw. monarchistischen Spektrum an. Daneben gab es auch individuelles Oppositionsverhalten, das vom verbotenen Abhören ausländischer Rundfunksender über Sabotage an kriegswichtigen Einrichtungen bis zur Hilfeleistung für verfolgte Personen reichte.

In Rudolfsheim-Fünfhaus waren beide Formen von Widerstand und Opposition – der politisch organisierte und der individuelle Widerstand – stark vertreten. Dem Charakter als traditioneller ArbeiterInnenbezirk entsprechend standen im 15. Wiener Gemeindebezirk Widerstandsgruppen der ArbeiterInnenbewegung im Mittelpunkt, allen voran im Straßenbahnhof Rudolfsheim, in der Hauptwerkstätte der Städtischen Straßenbahnen und am Wiener Westbahnhof.

### Bestellungen:

[www.museum15.at/museums-shop](http://www.museum15.at/museums-shop)



## Alfred Klahr Gesellschaft

Verein zur Erforschung der  
Geschichte der Arbeiterbewegung

### Franz Muhri (1924–2001) Symposium zum 100. Geburtstag des langjährigen KPÖ–Vorsitzenden



Am 12. Oktober jährt sich der Geburtstag von Franz Muhri zum 100. Mal. Muhri gehörte in der NS-Zeit einer vom Kommunisten Richard Zach geleiteten Widerstandsgruppe in der Steiermark an. Nach 1945 arbeitete er als Parteisekretär und studierte drei Jahre lang in Moskau an der zentralen Parteschule. 1958 wurde er Landessekretär der KPÖ Steiermark, 1961 Mitglied des Politischen Büros und 1965 Vorsitzender der KPÖ. Er übte diese Funktion 25 Jahre lang – bis 1990 – aus. Nach 1990 blieb er in der KPÖ als Internationaler Referent aktiv. 1995 veröffentlichte Muhri seine Erinnerungen „Kein Ende der Geschichte“.

Ende der 1990er Jahre initiierte er gemeinsam mit anderen einen Dialog zwischen ChristInnen und MarxistInnen, der Angehörige der Fokolar-Bewegung und der KPÖ zusammenführte.

#### Programm:

Begrüßung: Martin **Konecny** (Bildungsreferent der KPÖ)

Michael **Graber**: Franz Muhri als Vorsitzender der KPÖ

Karin **Oberegelsbacher**: Franz Muhri als Akteur des marxistisch-christlichen Dialogs

Walter **Baier**: Franz Muhri und die krisenhafte Entwicklung der KPÖ 1990/91

Manfred **Mugrauer**: Franz Muhris Bemühungen um eine Rehabilitierung der österreichischen Opfer des Stalin-Terrors

*Eine Veranstaltung von Alfred Klahr Gesellschaft und KPÖ*

Samstag, **19. Oktober 2024**, 14.00–17.00  
**Gußhausstraße 14/3, 1040 Wien**

#### Die ReferentInnen:

Walter **Baier**, Dr., 1994–2006 Vorsitzender der KPÖ, seit 2022 Präsident der Partei der Europäischen Linken.

Michael **Graber**, Mag., früherer Finanzreferent und wirtschaftspolitischer Sprecher der KPÖ.

Manfred **Mugrauer**, Dr., Historiker, wissenschaftlicher Sekretär der Alfred Klahr Gesellschaft und Mitarbeiter des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes.

Karin **Oberegelsbacher**, Dr., Fokolar-Bewegung Österreich, Dialog mit Menschen nicht-religiöser Weltanschauung, Ministerialrätin a.D.

#### Mitteilungen der ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Herausgeber und Medieninhaber:

ALFRED KLAHR GESELLSCHAFT

Präsident: Walther Leeb

Redaktion und Grafik: Manfred Mugrauer  
MitarbeiterInnen dieser Ausgabe: Werner Anzenberger, Michael Graber, Heimo Halbrainer, Christian Kaserer, Manfred Mugrauer, Georg Pichler, Karl Wimpler

Adresse: Drechslergasse 42, 1140 Wien

Telefon: (+43–1) 982 10 86

E-Mail: [klahr.gesellschaft@aon.at](mailto:klahr.gesellschaft@aon.at)

[www.klahrgesellschaft.at](http://www.klahrgesellschaft.at)

Vertragsnummer: GZ 02 Z 030346 S

Österreichische Post AG

Sponsoring-Post

P.b.b., Verlagspostamt 1140 Wien

#### AKG–Spendenkonto

IBAN: AT66 6000 0000 9202 3930



Franz Muhri mit Schachweltmeister Anatoli Karpow am Volksstimmefest 1975; am 23. März 1979 bei einem Wahlkampfauftritt in Wien-Floridsdorf

